

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Erscheint 13mal wöchentlich.
Jahresabonnement:
Unter Kreuzband 15 M. vierteljährlich:
Bezugspreis:
Abholer monatlich 75 P., vierteljährlich 2.10 M.
Durch Träger und Agenturen:
Monatlich 80 P., vierteljährlich 2.40 M.
frei ins Haus.
Durch die Post: Monatlich 1 M.,
vierteljährlich 3 M. (ohne Bestellgebühr).

Mittelrheinische Zeitung.
Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filialen: Mauritiusstraße 12 und Bismarckring 29.

Anzeigenpreise:
Die Anzeigensätze in Wiesbaden 20 S.,
Deutschland 30 S., Ausland 40 S.
Die Reklamesätze 1.50 M.
Anzeigenannahme:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Fernsprecher:
Inserate und Abonnement: Nr. 129,
Redaktion: Nr. 128; Verlag: Nr. 819.

584 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 15. November 1914.

68. Jahrgang.

Zu Beginn der 16. Kriegswoche.

Die Entscheidungen nahen.

Wenn noch an irgend einer Stelle Zweifel obwalten, ob in den heiß umstrittenen Zonen von Ipern und La Bassée unsere Vorhübe der letzten Tage wirklich erfolgreich waren, die letzten Kritiken der Londoner Blätter, die uns über Rotterdam zogen, mühten diese zerstreuen.

„Times“ melden: „Die Bundesgenossen besetzten eine stark verhängte Linie westlich der Linie Dixmuiden-Ipern-Ville-Arras“ — daraus geht hervor, daß sie früher weiter östlich standen, also zurückweichen mußten. Und so ist es auch. Ueber Dixmuiden sind wir durch unseren letzten amtlichen Bericht unterrichtet; Ipern ist ein Trümmerhaufen, der zwischen beiden Fronten liegt, nachdem er von den Engländern geräumt werden mußte, was sie mit den Worten motivieren, daß der Aufenthalt für beide Parteien jetzt unmöglich sei! Ville ist seit Wochen in unserem Besitz, ist eine starke Festung, also halten wir deren Westfront, und Arras ist ebenfalls ein Trümmerhaufen und von der Zivilbevölkerung geräumt. Nun liegt aber westlich Ville das heiß umstrittene La Bassée, von dem die englischen Berichte sagen: „die Linie zeige dort eine merkwürdige Krümmung“ — das ist in der Tat ein sehr liebenswürdiger Ausdruck für eine Tatsache, die eine ernsthafte Behandlung wohl verdient. Hier, an dem wichtigen Schuterpunkt haben wir eben die feindliche Stellung, die ehemals bis an den Festungsgürtel von Lille heranreichte, jetzt erheblich zurückgedrückt, woraus der französische Bericht einen beabsichtigten Durchbruchversuch sich konstatiert. Möglich! Ich weiß es nicht.

Vortageseite Angriffe der Engländer richten sich gegen die Höhen nördlich von Armentières, die dort den Durchbruch versuchen in Richtung Lille, vergeblich; diese Linie bis hinab nach La Bassée ist unsererseits sehr stark und stetig im Fortschreiten begriffen.

Wie dem auch sei, Zustände mit so gewaltiger Spannung drängen zur Lösung; die auf verhältnismäßig engem Raume zusammengeballten Massen wölben sich Luft machen, und so ihnen Offensivgeist innewohnt — nach vorn. Die Reserven sind bereitgestellt, ihre Artillerie ist schon vorgezogen und zum Teil bereits in Tätigkeit getreten; dann bedarf es nur noch eines oft geringfügigen Anstoßes, eines Reißfluges an einem schwachen Punkte der feindlichen Front, und die Woge wälzt sich von rückwärts heran, die vorderen Linien mit sich fortziehend. Trifft diese dann die feindliche Stellung rein frontal, so besteht die Aussicht, den Feind zu schlagen — kommt sie flankierend oder umfassend, so kann sie vernichtend wirken.

Die deutsche Zeitung wird damit rechnen müssen, daß nach Einnahme der ersten Linie — wie bereits zum Teil geschehen — unsere braven Truppen auf eine gut eingerichtete zweite und wohl dritte Linie stoßen werden. Das könnte dann immer noch harte Kämpfe geben, es sei denn, daß die moralische Kraft des Feindes gebrochen wäre. Blüht es, umfassend einzugreifen, so erleichtert dieses die Arbeit erheblich. Aber wir meinen, bricht eine Truppe nach einem solchen furchtbaren Kampfe, wie z. B. bei Ipern, erst einmal das Gesicht ab, kommt sie ins Wanken, so wird sie auch weiter rückwärts sich nicht mehr zu energischer Abwehr aufraffen können. Es ist immer recht nützlich, auch neutrale Stimmen zu hören, sofern diese wirklich neutral (lies: objektiv) sind. So schreibt heute der „N. A. Courant“: „Die deutschen Angriffe sind auf der ganzen Linie erfolgreich fortgesetzt worden. Rückschläge traten nirgends (Paris, horche auf!) ein, und die günstige Lage der Deutschen geht schon allein aus den vielen Gefangenen und Maschinengewehren hervor. Mit Recht meldet unser Heeresbericht gewissenhaft auch über diese, scheinbar Kleinlichen Dinge, die indes sehr bedeutsam sind: nur der wirklich Gefallene läßt Material in Feindeshand.“

Der letzte amtliche Bericht zeigt eine Fortsetzung der gestrigen Bewegungen, eine beständige Zunahme an Gefangenen und Zurückweisung etwaiger Vorhübe des Feindes im Gebiete von Soissons.

Der Vorstoß der Russen gegen unsere Grenze bei Eudtshagen und die Seenplatte erinnert an das erste Vorgehen Anfangs September, dem die Schlacht bei Tannenberg

folgte. Hoffentlich erweist sich die Seenplatte wiederum als ein gefährliches Operationsgebiet für den Feind.

Die Neugruppierung unseres Heeres und des österreichischen Heeres ist nach nichtamtlichen Meldungen abgeschlossen. Die nächste Zeit muß also auch von hier Nachrichten bringen. Die lange Geduldprobe wird jetzt zu Ende gehen. Die Entscheidungen nahen. Bis dahin müssen wir uns gedulden, Näheres hierüber zu erfahren.

Eine neue Lüge der Feinde.

Berlin, 14. Nov. (Amüliches Tel.)

Die Nachricht auswärtiger Blätter, daß einer der 42 Zentimeter-Mörser explodiert sei und die Explosion großen Schaden angerichtet habe, ist, wie amtlich festgestellt wurde, vollständig erfunden.

(Zuerst stellten die Feinde die 42er Mörser als Phantastiegebilde hin. Nun, da sie ihr Dasein nicht mehr leugnen können, vernichten sie sie durch erdichtete Explosionen. Aber das nützt alles nichts — die „dicke Beria“ wird sich den Feinden weiter bemerklich machen. Schriftl.)

Der Kampf um die Küste.

Rotterdam, 14. Nov. (Eig. Tel., Ctr. Bln.)

Aus Nordfrankreich wird der Londoner „Daily Mail“ gemeldet, der Mittelpunkt des deutschen Angriffes sei noch immer Ipern. Die Kämpfe seien noch sehr heiß und würden durch den Nebel erschwert. Das Bajonett sei bei einem solchen Wetter dem Gewehr überlegen, und neuerdings sei der Nebel so dick, daß die Waffen und die Kleider trübsinnig waren. Die Patrouillen freuten sich, daß sie nunmehr die Flieger als Aufklärer abtöten dürften. Die Deutschen machten wiederum längs des Kanals in der Richtung von La Bassée einen Vorstoß. Mit ihren Bewegungen ist ein neues Bombardement der drei Städte Ipern, Veihune und Arras verbunden. Die französischen 75-Zentimeter-Feldgeschütze verrichteten gute Arbeit. Ein Teil der Artillerie sei in der Nähe von Ipern rettungslos im Schlamm weggesunken, und jeden Tag müsse der Angreifer sich bei seiner Taktik nach der Verfassung des Geländes und des Wetters richten. Man solle nicht meinen, daß die Anstrengungen der Deutschen nachgelassen haben. Noch immer ziehen sie an gewissen wichtigen Punkten große Streitkräfte zusammen. Kritische Kämpfe, wobei Menschenleben und Material verloren gehen, seien an der Tagesordnung.

Christiania, 14. Nov. (Eig. Tel., Ctr. Bln.)

Der Pariser Spezialkorrespondent der „Aftenposten“ meldet aus Paris, vier deutsche Taubenflüge zeugen seien am Freitag über Ipern erschienen und hätten Bomben niedergeworfen. Zwei französische und zwei englische Flieger hätten die Tauben entdeckt und sie verfolgt. Dabei sei es zu einem heftigen Kampf in der Luft gekommen.

Genf, 14. Nov. (Eig. Tel., Ctr. Bln.)

Im Zentrum sind die gegnerischen Stellungen seit den letzten Tagen wieder näher vorgerückt. Die Kampfeslust wurde hierdurch noch gesteigert. — Die ersten italienischen Freiwilligen verließen gestern Paris.

Das Eisene Kreuz.

Berlin, 14. Nov. (Eig. Tel., Ctr. Bln.)

Im Großen Hauptquartier hat bisher kein einziger Offizier das Eisene Kreuz erhalten. Eine Ausnahme bilden nur zwei Generalstabsoffiziere, die am Anfang des Krieges zu der Belagerung der belgischen Festungen abkommandiert waren. Offenbar sollen die Auszeichnungen der zur Heeresleitung gehörigen Offiziere erst erfolgen, wenn der Krieg endgültig zum Siege entschieden ist. Der Kaiser selbst hat bekanntlich erst kürzlich auf die Bitte der deutschen Bundesfürsten, deren Wortführer der König von Bayern war, die erste und zweite Klasse des Eisernen Kreuzes angelegt.

6 1/2 Milliarden Kriegsgeld in England.

London, 14. Nov. (Tel. Ctr. Bln.)

Die englische Regierung brachte eine neue Vorlage auf Kriegsgeld ein, in der 225 Mill. Pfund, sowie einschließlich des bisherigen Kredits insgesamt 325 Mill. Pfund zur Deckung der Kriegskosten bis 31. März gefordert werden.

Ausfuhr von Waffen und Munition von Nordamerika.

Amsterdam, 14. Nov. (Tel., Ctr. Bln.)

Die Londoner „Times“ melden aus Washington: Nach der „World“ hat der deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, bei der amerikanischen Regierung Protest erhoben gegen die Fabrikation und Ausfuhr von Waffen und Munition für die Verbündeten durch amerikanische Firmen. Es sei ein Neutralitätsbruch, wenn den Verbündeten Waffen zugeführt würden, wogegen derartige Sendungen nach Deutschland infolge der englischen Kontrolle des Seeweges unmöglich gemacht würden.

Die englische Herrschaft in Ägypten.

Mailand, 14. Nov. (Tel. Ctr. Bln.)

Der englische Militärgouverneur in Ägypten Maxwell erließ einen Aufruf, der kriegsgerichtliche Strafen für die Einfuhr, Aufbewahrung und Verbreitung aufrührerischer Schriften und Flugblätter androht. Ein politisch Verdächtigter wurde in Haft genommen.

4000 Japaner nach Ägypten.

Rom, 14. Nov. (Tel., Ctr. Bln.)

Hier geht das Gerücht, daß die Japaner auf Wunsch Englands 4000 Mann Truppen nach Ägypten senden. (??)

Ein Telegramm des Kaisers an den Sultan.

Konstantinopel, 14. Nov. (Tel. Ctr. Bln.)

Anlässlich des Aufenthaltes der drei kaiserlich türkischen Prinzen im deutschen Hauptquartier in Flandern hat Kaiser Wilhelm an den Sultan ein in herzlichsten Worten gehaltenes Begrüßungstelegramm gerichtet.

Unzufriedenheit mit dem Vorgehen der Schwarzen Meerflotte.

Wien, 14. Nov. (Eig. Tel., Ctr. Bln.)

Die Korrespondenz Rundschau meldet: Die Diplomatie der Triple-Entente soll in dem Verhalten gegenüber der Türkei keineswegs eines Sinnes gewesen sein. In Bordeaux war man über die Ausfuhr der russischen Schwarzen Meer-Flotte sehr ungeschaltet und der französische Vertreter in Konstantinopel hatte die Instruktion, den Konflikt mit der Türkei nicht bis zum äußersten zu treiben. Der russische Botschafter v. Giers suchte seinen französischen Kollegen bis zum letzten Augenblick zu beschwichtigen, indem er versicherte, die Ausfuhr der russischen Flotte trage bloß den Charakter einer Demonstration und sei darauf berechnet, die Pforte zu veranlassen, die Öffnung der Dardanellen zu bewerkstelligen. Auch in den russischen Militärkreisen soll man über den Ausbruch des Krieges mit der Türkei nicht besonders erbaunt gewesen sein, da man die ottomanischen Streitkräfte keineswegs unterschätzt und die Verstärkung beugt, daß der Krieg mit der Türkei die Operationen im Westen Russlands beeinträchtigen müsse.

Türkische Torpedoboote im Schwarzen Meer.

Christiania, 14. Nov. (Tel. Ctr. Bln.)

Wie der russische Generalstab meldet, sind im Schwarzen Meer in der Nähe von Sullima türkische Torpedoboote gesichtet worden.

Die drei türkischen Transportschiffe.

Konstantinopel, 14. Nov. (Wolff-Tel.)

Eine Mitteilung aus dem türkischen Hauptquartier besagt: Die Nachforschungen nach den Schiffen „Bozantahem“,

„Bachrachmer“ und „Mibhas Pascha“ haben ergeben, daß diese zu Truppentransporten verwendeten Schiffe mit der russischen Flotte, die Sengulbal bombardierte, zusammen trafen und versenkt wurden. Die Besatzung, 210 Mann und einige Passagiere, wurden, einer russischen Meldung zufolge, gefangen genommen. Der Verlust der drei Schiffe wird aber durch drei bessere russische Schiffe ersetzt, die die Namen der versenkten Schiffe erhalten sollen.

Die Kundgebung der Perser.

Konstantinopel, 14. Nov. (Wolff-Tele.) Die hier anwesenden Perser veranstalteten eine große Protestversammlung und nahmen einen Beschluß an, der sich gegen die Unterdrückung Persiens durch England und Rußland richtet. Die Teilnehmer begaben sich in geschlossener Zug zur amerikanischen Botschaft, wo eine Abordnung vom Botschafter zur Ueberreichung des Protestbeschlusses empfangen wurde. Auch der österreichisch-ungarischen, der italienischen und der deutschen Botschaft wurde ein Beschluß überreicht. Namens des deutschen Botschafters wurden die Sprecher vom Botschaftsrat Kühlmann empfangen.

Die Ueberreichung fand unter dem Gejange der Schulinder statt. Hochrufe auf den Sieg der deutschen, österreichisch-ungarischen und muslimantischen Waffen wurden ausgebracht. Der Sprecher bat um die Weitergabe des Beschlusses an den deutschen Kaiser, den mächtigen Freund des Islams. Die Mitalieder des ersten Transports der aus Deutschland geschickten muslimantischen Kriegsgefangenen waren hier wiederholt Gegenstand der lebhaftesten Sympathie der ottomanischen Bevölkerung.

Griechisch-bulgarische Grenzschießereien.

Sofia, 14. Nov. (Eig. Tel. Ctr. Bln.) An mehreren griechisch-bulgarischen Grenzpunkten finden seit fünf Tagen von den Griechen provozierte Kämpfe statt. Nach den amtlichen Grenzberichten beschossen griechische Grenzposten wiederholt friedlich auf den Feldern arbeitende bulgarische Bauern. Vorgestern eröffneten die Griechen gleichzeitig von mehreren Grenzposten aus das Feuer auf bulgarische Grenzposten. Daraus entwickelte sich ein Gefecht, dem auf bulgarischer Seite 5 Tote und 9 Verwundete zum Opfer fielen. Man behauptet hier, daß diese griechischen Ueberfälle planmäßig vorbereitet und geleitet seien und eine Provokation Bulgariens bezweckten, wobei die Griechen in offizieller Weise von dem Dreiverband aufgehört werden. Die Grenzkämpfe haben unter den Bulgaren eine große Erregung hervorgerufen.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 14. Nov. (Wolff-Tele.) Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Unser Vormarsch ließ bei Balsewo auf starken Widerstand und wurde noch erschwert durch lehmigen Boden und Schnee. Doch gelang die Vorbringung der Artillerie. Alle Kolonnen konnten nach vorwärts geschoben werden. Wir konnten verschiedene Positionen erringen und erreichten die Linie Skela an der Save bis südlich Kozeloe. Sodann gingen unsere Truppen bis an die Drina vor und machten viele Gefangene, die erklärten, daß die Serben bei Balsewo zu erneutem Widerstand sich anschickten. In einigen Regimentern soll eine Meuterei ausgebrochen sein. In den Kämpfen wirkten auch die Monitore „Körös“, „Maros“ und „Leitha“ erfolgreich mit und unterstützten das Vordringen unserer Truppen links der Save durch vernichtendes Feuer.

Selbstaufopferung eines russischen Nachtbootes.

Rotterdam, 14. Nov. (Tel. Ctr. Bln.) Finnische Blätter erwähnen die Selbstaufopferung eines Nachtbootes im finnischen Meerbusen. Ein russischer Kreuzer näherte sich unbewußt der Gefahr einer Mine. Weil es zu spät war, den Kreuzer durch Signale zu warnen,

Die Hände auf für Liebesgaben!

Wir bitten alle unsere Leser herzlich, so viel es in ihren Kräften liegt, die Liebestätigkeit des Roten Kreuzes zu unterstützen. Unsere Hauptgeschäftsstelle Nikolastraße 11, sowie unsere Nebenstellen Mauritiusstraße 12 und Bismarckring 29 sind bereit, Geldspenden und sonstige Gaben entgegenzunehmen und sie dem Kreiskomitee des Roten Kreuzes zuzuführen. Ueber die Spenden wird in unserer Zeitung öffentlich Quittung geleistet werden.

Wie das Boot mit voller Geschwindigkeit selbst auf die Mine, die mit gewaltiger Kraft explodierte. Von der siebenköpfigen Besatzung wurden sechs Mann getötet. Der Ueberlebende erhielt das St. Georgskreuz.

Reise der Zarin nach Grodno.

Kristiania, 14. Nov. (Eig. Tel. Ctr. Bln.) Aus Petersburg wird gemeldet: Die Kaiserin Alexandra Feodorowna ist mit den Prinzessinnen Olga und Tatjana nach Grodno abgereist.

Tsingtau.

Aus der Schweiz, 14. Nov. (Tel. Ctr. Bln.) Nach einer Petersburger Kabelmeldung aus Tokio hat vor der Uebergabe Tsingtaus das Flugzeug „Peitan“ einen deutschen Offizier dort abgesetzt, der nach Peking entkommen ist.

Ein Feldpostbrief aus Tsingtau.

Einer der letzten Briefe, die noch aus Tsingtau nach Deutschland gekommen sind, ist der nachstehende, der von einem Marineoffizier an seine in Wiesbaden lebenden Eltern gefandt worden ist:

Zeitungsschen, den 1. September 1914.

Liebe Eltern!

Da bin ich nun in der Front, habe eine Batterie in der Nähe dieses Dorfes, in dem ich einquartiert bin. Das Dorf liegt nahe vor Tsingtau. Ich haue in der amerikanischen Mission, für Kriegsverhältnisse ganz brauchbar. In der Kirche liegen in Reihen meine Leute, Frontsoldaten, Reserve, Seewehr. Meine Batterie haue ich mir selber. Bislang war hier zu Lande alles ruhig. Zur See hat sich nur das Torpedoboot „S. 90“ mit dem englischen Zerstörer „Kenne“ herumgeschossen und ihm einige Verluste beigebracht, während es selbst unbeschädigt blieb. Heute lief ein japanischer Zerstörer auf einen Felsen und wurde dann von S. M. S. „Jaguar“ so zugerichtet, daß die Japaner wenig Freude daran haben werden. Die Gelben blockieren Tsingtau, das heißt, sie schlingern außer Schußweite vor dem Hafen oder besser der Mündung, es will aber gar kein Fahrzeug ein- oder auslaufen. Wenn auch noch alles sehr friedlich ist — wir sind jedenfalls nach dem von Sr. Majestät uns gegebenen Befehl zum Menschen sein bereit und fertig.

Viele Deutsche aus dem ganzen fernen Osten sind in rührender Weise zusammengekömmt und haben sich teilweise unter nicht geringen Gefahren bis hierher durchgeschlagen; manche brachten ein paar hundert Patronen oder sonstiges Kriegsmaterial im Koffer mit. Die Stimmung ist unserer Lage angemessen ernst. Die Siege in der Heimat erfüllen uns mit Zuversicht, daß das Reich siegreich den schweren Kampf bestehen wird. Und das ist die Hauptsache. Die schönen Erfolge der Flotte erregen hohe Freude. Der größte Daß herrscht gegen die Engländer, die uns hier im fernen Osten an die Japaner verraten haben. Den Japanern nimmt man ihr Vorgehen bis auf den unerschämten Ton nicht weiter übel. Noch aber ist die schöne Stadt unser, und wenn einer Tsingtau angreift, so wird er sich wahrscheinlich wundern, wie stark es geworden ist. An Proviant und Munition mangelt es nicht. Offiziere sind in sehr großer Zahl vorhanden.

So werde ich denn als Seeoffizier zu Lande stehen. Ich wäre lieber auf einem Schiffe; doch was hilft's? Ich hoffe stark, daß Ihr meine Abwesenheit Euch nicht zu sehr zu Herzen nimmt, es wäre in der Heimat kaum anders. Und wenn ich die Heimat nicht wiedersehe, so ertrage das Unvermeidliche mit Würde, und schließlich ist es doch die anständigste Art, das Ziel des Lebens zu erreichen. Doch genug davon, vorläufig ist alles noch so friedlich hier, daß man manchmal an den Kriegszustand gar nicht zu glauben vermag. Die Chinesen sind uns sehr freundlich gesinnt. Es sind überhaupt (wenigstens hier in Nordchina) gute Kerle; immer stark aufs cash verdienen, fast nie schlechte Charaktere oder diebstahl. — An Arbeit hat es diesen Monat aber gar nicht gefehlt; erst im Chiffrierbureau der Etappe, dann hier beim Bau der Werke. Jeden Morgen um 5 Uhr wird aufgestanden, und dann geht es bis zum Abend, das Herumlaufen, Besorgen, Beaufsichtigen, daß die Batterie fest und stark werde. Dementsprechend bin ich auch am Abend müde. Ob wir noch einmal nach der Eisernen Hand fahren werden oder im Chauffeehaus mittagehen werden? Ich denke doch. Grüßt alles, was zu grüßen ist. Mit unserer Armee geht das ja schneller als im Jahre 1870. Da macht Ihr zwei so große Zeiten mit. Allen hier draußen kam die Entwicklung ganz unerwartet. Namentlich englische Kreise waren gar nicht auf einen Krieg gefaßt. Morgen ist Sedantag! Ob wir den Alliierten wohl auch so ein Cannae bereiten werden? Sie haben es bei Götting verdient. Hoffentlich erreicht Euch dieser Brief aus dem Feld. Seid nur guten Mutes, freut Euch der Siege und seid sicher, daß Ihr aus Tsingtau nur Erfreuliches zu hören bekommen werdet. L. v. S.

Ueberlegenheit der deutschen oder der französischen Artillerie des Feldheeres?

Von unserem militärischen G. R.-Mitarbeiter wird uns geschrieben:

Zum Beginn des Krieges laut erklingen, hatte das französische Volk auf die Ueberlegenheit der eigenen Artillerie über die deutsche eine Zeit lang tiefem Schweizer Plag gemacht, als im Bewegungskriege die deutsche Feldartillerie sehr bald nachdrücklich fühlbar am französischen Feinde das Gegenteil demonstrierte; aber jetzt erkaufte es wieder mit Posaunentönen. In ausländischen Blättern haben die Franzosen schon Gänze gefunden, es ist daher an der Zeit, die Dabel zu zerühren, ehe sie größerer Unheil schafft. Man will der deutschen Artillerie des Feldheeres an Zahl der Geschütze, ballistischer Leistung, Konstruktion und Geschwindigkeit überlegen sein. Zunächst zur Zahl. Das deutsche mobile Korps zu zwei Divisionen verfügt über 18 Kanonen, 6 leichte, 4 schwere Feldhaubitzen-Batterien, mit 108 Kanonen, 36 leichten, 16 schweren Feldhaubitzen, im Ganzen 100 Geschütze. Diese sind an Kaliber sämtlich der französischen Feldkanone (75 Zentimeter) überlegen, die 36 leichten und 16 schweren Feldhaubitzen ganz erheblich. Das mobile französische Korps zu zwei Divisionen weist 30 Batterien mit 120 Kanonen, wenn man die planmäßig sofort mit dem aktiven Korps mobil werdende Infanterie-Reservebrigade mit 6 Verhärtsungsbatterien hinzurechnet, 144 Feldkanonen auf. Bis zum 1. Juli 1914 waren die 5 Regimenter schwerer Artillerie des Feldheeres mit 55 Batterien formiert, am 1. Oktober 1914 sollte die Zahl auf 58 kommen. Nehmen wir diese Zahl als bei der Mobilmachung erreicht an, die Ausattung jeder Batterie zu vier (früher nur zu zwei vorgegeben) schweren Haubitzen. Nicht jedem der aktiven Korps konnte man dann — wenn man auf eine Armee-Artillerie verzichtete, um die Korps mit Zielfeuerbatterien auszustatten — drei Rimailhohaubitzen (15,5 Zentimeter) zuteilen, einer Anzahl nur zwei solcher. Rechnen wir aber selbst mit drei Batterien, so kamen auf das französische Korps 144 Kanonen, 12 Rimailhohaubitzen, im Ganzen 156 Geschütze. Aus der Antwort des französischen Kriegsministers Mesimo auf die Interpellation, betr. Dumberis scharfe Kritik des Kriegsmaterials im Armeeausschuß des Senates, möge man sich des Satzes erinnern: „Man rechne darauf, am 1. Oktober 1914 rund 240 Rimailhohaubitzen vorrätig zu haben“. Die oben verführten 58 Batterien brachten deren 232, ein Duzend Haubitzenbatterien sind schon verloren gegangen, sicher auch Haubitzen unbrauchbar geworden, ohne daß Ersatz möglich war. Man ist also, selbst bei der Annahme, daß sich sämtliche französische Hoffnungen auf Fertigstellung des Materials erfüllt haben, zu der Behauptung berechtigt, daß selbst die mobilen aktiven Korps heute nicht mehr als höchstens je zwei schwere Haubitzenbatterien haben können. Daß man sich nicht rechtzeitig 1911 zur Einführung einer leichten Feldhaubitze entschloß, hat man schon vor

In der Waldschmiede.*)

Was uns fehlt? Legt weg die weichen Blüten,
fort die Vögel zu dem Maibaumtang!
Singt von alter Zeiten Schmach und Ruten,
singt vom Horn und deutschen Ruhmes Glanz!
Spott und Schimpf dem Ruf „Die Waffen nieder!“,
der wie schlafend Gift die Träumer trug!
Mürrend laßt es fordern unsre Väter:
„Doch die Herzen und die Waffen hoch!“

Stahl auf Stahl ein lauchend Ambossklingen
von der Schmiede durch die Waldesnacht;
und die Hämmer alle Weisen singen,
und die alte Redenfreude laßt!
Seht, die hellen Funken sprühen wieder,
und die Herzen sind der Väter wert!
Schmiedet Waffen, schmiedet Geldenlieder;
denn zum Kampfe gab uns Gott das Schwert!

Laßt den Remmen weibliches Entfagen!
Denkt, wohin der Friedenstraum geführt
anfer Volk in schüchternen alten Tagen,
als der Knechtschaft Bunden es verpürt!
Denkt, wie damals Preußens Sterne sanken
und mit ihnen alle Friedenskunst
und der Forscher stolze Hochgedanken,
Frauennebre, Glück und Musingunst!

Nur dem Starcken blüht das Glück auf Erden,
nur dem Mut ist Edelfinn gepaart.
Nur ein Feld kann Menschheitsführer werden,
nie ein Weichling von zerlassener Art.
Stahl auf Stahl! Klingt, alte Siegfriedslieder:
deutsche Herzen trocken jeder Not!
Stahl auf Stahl! — Ihr Schwerter, blüht es wieder:
für die Ehre gibt es keinen Tod!

Fritz Wien.

*) Zu den wenigen Schriftstellern, die in den letzten beiden Jahrzehnten sich der beklagenswerten Entartung im deutschen Leben widersetzt und die alte Fahnne in die nun uns beglückende neue Zeit herübergetragen haben, gehört in erster Reihe Fritz Wien. Das vorstehend veröffentlichte Gedicht entnehmen wir seiner Vederfammlung „Horridol“, die im Verlage von Egon Fleischel u. Co. in Berlin kürzlich in zweiter Auflage erschienen ist.

Abchied von der Heilmühle.*)

Nun halte ich das Baden
und Schmoren nicht mehr aus;
zu meinen Kameraden
will ich ins Feld hinaus!

Will wieder drangvoll streiten
im Feuer querselbein;
und darf ich noch nicht reiten,
will ich nun Flieger sein!

Heil auf! Frisch durch die Rüste
schwing dich, mein Flügelroß!
Tief unter uns die Kläfte
mit Feld und Wald und Schloß!

Dort aus verdeckten Warten
des Feindes Schlangen spei'n;
euch schau'n wir in die Karten —
geht acht! — von oben drein!

Zerissen wird der Schleier,
wo unser Spürer kreist,
bis uns die Siegesfeier
den Weg zum Hafen weist.

Es' nicht der Feind zerrieben,
kein deutscher Morgen tagt;
darnum dahelm ihr Lieben
gebangt nicht und geklagt!

Getroß: wie unsre Streiter
am nassen Grabenrand
Rehn auch wir Himmelsreiter
in Gottes Vaterhand!

Wulf Wien.

*) „Heilmühle“ wird von den Soldaten die Kaiser Wilhelm-Heilanstalt in Wiesbaden genannt, in der der Dichter-Leutnant Genesung von einer auf dem Felde der Ehre erhaltenen Wunde fand. Ein Zufall will es, daß wir hier Dichtungen vom Vater und Sohn nebeneinander veröffentlichen können. Der nach seiner Genesung wieder ins Feld gerückte Leutnant Wulf Wien ist nämlich der Sohn von Fritz Wien, dem Dichter der „Waldschmiede“.

Vom mächtigsten Mann der Türkei.

Von Mahmud Niza.

Aus Konstantinopel wird uns geschrieben:

Der mächtigste Mann der Türkei . . . mutet an . . . wohl wie eine Märchengestalt aus Tausend und eine Nacht. Heute noch ein kleiner unbedeutender Frontoffizier und kurze Zeit später neben dem Sultan der mächtigste Mann im Osmanenreiche . . . Enver Pascha. Welcher Türke achtet und ehrt ihn nicht . . . den jüngsten Kriegsminister der Erde, den Reformator der Türkei. Und welcher Türke kennt nicht die Geschichte des napoleonischen Aufschwungs dieses türkischen Nationalhelden.

Enver Pascha stammt von albanischem Vater und arabischer Mutter. Er besitzt die guten Eigenschaften beider Rassen . . . vom Vater die Intelligenz und den angeborenen Adel und von der Mutter den Bogenarm und das Selbstbewußtsein. Seine erste Heldentat, die ihn gleich zum Helden des Volkes machte, und die Aufmerksamkeit seines Chefs, des später ermordeten Kriegsministers Mahmud Scheffer Pascha, auf ihn lenkte, war der von ihm durchgeführte Aufstand seines in Monastir liegenden Regiments, mit dessen Unterstützung er zuerst in Monastir, der albanischen Hauptstadt, die Tyrannenhererrschaft stürzte, um mit den vereinigten Truppen des 5. türkischen Armeekorps gegen Saloniki vorzudringen, von wo aus dann die ganze Türkei für die neuen jung-türkischen Ideen gewonnen wurde. 6 Monate später, als Sultan Abdul Hamid seinem Volke noch immer die verpörrone Verfassungsänderung vorenthielt, entschloß sich die Armee unter Führung des Generals Mahmud Scheffer Pascha und Enver Pascha, mit bewaffneter Hand Konstantinopel zu nehmen. Nach kurzem, von der kaiserlichen Garde geleitetem Widerstand mußte sich Konstantinopel übergeben. Der Sultan wurde vom jung-türkischen Komitee abgesetzt und nach Saloniki in die Villa Mlatini als Gefangener gebracht.

Der neue Sultan entsandte nun Enver Pascha nach der deutschen Reichshauptstadt in der Funktion als türkischer Militärattache. Mit klarem Bild begüterte sich Enver Pascha für deutsche Art und insbesondere für die großartige deutsche Armee, zu der wir Türken stets verehrend und bewundernd aufgeblickt haben. Und besonders jetzt in der



Ehren-Tafel

Unteroffizier Karl Gestrich aus Wiesbaden im Infanterieregiment Nr. 88 (Hanau) erhielt das Eisene Kreuz.

Der Schriftsteller Oskar Maurus Fontana, ein gebürtiger Wiener, ist auf dem österreichischen Kriegsschauplatz gefallen.

Beginn des Krieges, erst recht in dessen Verlauf zu bedeuten Gelegenheit gehabt, und den durch das System Malandrin angestrebten Erfolg des Stillestehens durch die Kanone als großen Irrtum erkannt. Die ballistischen Leistungen der französischen Feldkanone übertrifft diejenige der deutschen nicht, die deutsche Geschosswirkung ist besser, im Artilleriekampf findet die französische Feldkanone in der deutschen leichten Feldhaubitze und die Minialhaubitze in der deutschen schweren Feldhaubitze unbedingt die Meisterin. Verlager bei der französischen Munition sind in diesem Kriege oft genug beobachtet worden. Als einen schweren Nachteil muß man die Ausstattung der französischen Granate nur mit einem Aufschlagzylinder bezeichnen, während die Granaten der Feldkanone, wie der leichten Feldhaubitze, bei uns auch Brennzylinder aufweisen. Die französische Granate soll erst nach dem Aufschlag und Abprallen vom Boden zerspringen. Ob dies eintritt, ist von der Bodenbeschaffenheit am Ziel wesentlich abhängig, im Gegensatz zu der Unabhängigkeit der deutschen mit Brennzylinder versehenen Granaten. Allen artilleristischen Kriegsteilnehmern ist aufgefallen, daß die französischen Kanonenbatterien in verdeckten Stellungen liegende deutsche Batterien sehr selten bekämpften, selbst aber oft auch verdeckte Stellungen wechselten, um sich deutschem Artilleriefeuer zu entziehen. Ein Niederbrechen französischer Kanonen und Haubitzen in verdeckter Stellung durch deutsche Kanonen, besonders aber leichte und schwere Feldhaubitzen, ist oft genug festzustellen gewesen und in mancher der genommenen französischen Batterien herrschte schon die Stille des Kirchhofes, ehe sie in deutsche Hand fiel. Das auch deutsche Batterien in verdeckter Stellung durch Minialhaubitzen Verluste erlitten, wie in Bewegung, bei offenem Aufmarsch, oder im Abprallen gefolgt durch Schrapnellfeuer von Kanonen, soll nicht bestritten werden, besonders unter so günstigen Verhältnissen für die französische Verteidigung, wie wir sie im folgenden berühren werden. So oft es sich um Begegnungsgefechte und Bewegungskriege gehandelt, hat die Artillerie des deutschen Heeres baldigst immer der französischen nachdrücklich ihre Überlegenheit bewiesen. Nicht an der französischen Grenze begann die Erfüllung der Aufgaben der Feldartillerie eine sehr viel schwierigere zu werden. Dies aus verschiedenen Gründen. Zunächst hat man die Franzosen von da ab stets in vorbereiteten Stellungen mit besetzten Vorposten gefunden, die Stellungen fast immer so gewählt, daß die vorgehenden deutschen Marschkolonnen in ihrer Reichweite Engen zu durchschreiten hatten, zu denen auch die nur auf Wegen passierbaren französischen Wälder zu rechnen sind. Von diesen Stellungen hatte man die Entfernungen nach jedem erkennbaren Punkt, den die Deutschen passieren mußten, nach jeder irgendwie wahrscheinlichen Stellung, die ihre Batterien einnehmen konnten, vorher festgelegt; es bestanden, wie sich durch Gefangene feststellen ließ, Fernsprechverbindungen zwischen den genannten Punkten, oder aber Richtfeuer, und den französischen Stellungen, durch Zivilisten oder als solche verkleidete Soldaten besetzt. Enorme Erleichterungen für baldigen Beginn der Feuerwirkung, enorme Vorteile für den übrigen gut gedeckten Verteidiger. Auf weite Entfernungen ist schon von nicht wahrnehmbaren, in Gruppen etagenförmig aufgestellten Artillerie-Verbänden Feuer in die Marschkolonnen geschlagen und zwar sofort in Form von Feuerwellen. Ähnlich unserem Gruppenfeuer, nicht in Form des Einschleudens; ein klarer Beweis dafür, daß die Entfernungen vorher genau festgelegt waren und man sofort zum Wirkungszweck übergehen konnte, sobald sich ein Ziel zeigte. Dennoch ist nicht ein Fall bekannt geworden, in dem es französischer Artillerie, wie einer Batterie des 18. deutschen Korps, gelungen wäre, eine ganze Abteilung in Marschkolonnen auf der Chaussee durch wenige Schüsse einfach niederzubrechen. Genau die Entfernungen kennen der Artillerie gegenüber hatte der Angreifer erst die feind-

lichen Stellungen, die enorm schwierig erkennbaren Ziele aufzusuchen, die eigenen Stellungen zu erkunden, seine Batterien in diese zu bringen, ehe überhaupt mit dem Einschleudern begonnen werden konnte. Hatte der Verteidiger so eine Reihe von Vorteilen voraus, so spricht die Tatsache, daß unserer Infanterie zum Vorwärtstommen geholfen worden, die Summe der Verluste an Menschen und kampfunfähigen Gefährten bei den Franzosen eine sehr viel größere ist, als bei uns, umso deutlicher für die Unrichtigkeit der französischen artilleristischen Selbstüberschätzung. — Seit langen Wochen ist der Feld- zu einem Festungskrieg geworden, der auch mit den Mitteln eines solchen geführt werden muß. Bezeichnender, als durch Niederbrechen des Durchbruchversuchs nördlich Toul am 21. und 22. Oktober, kann aber auch in dieser Kriegszeit die deutsche Artillerie ihre Überlegenheit nicht zum praktischen Ausdruck bringen.

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 15. November.

Kleingartenbau — Schrebergärten.

Der Vorstand des Deutschen Vereins für Wohnungsreform hat dem Minister des Innern sehr beachtenswerte Ausführungen über Kleingartenbau und Kriegsfürsorge mit der Bitte um Förderung dieser Bestrebung unterbreitet. Der Minister hat nun in Anerkennung der nach sozialer und ethischer Richtung hin äußerst wichtigen Angelegenheit den Regierungspräsidenten ersucht, die Magistrate von Frankfurt und Wiesbaden sowie die Landräte des Regierungsbezirks zu veranlassen, diese Anregungen möglichst zu fördern. Der Magistrat der Stadt Wiesbaden hat nun schon seit Ende der 1890er Jahre sich mit der Schaffung und Anlage von Schrebergärten eifrig beschäftigt, und es ist ihm auch gelungen, dank der überaus regen Nachfrage in vielen Distrikten der Gemarkung Wiesbaden Schrebergärten anzulegen und zu verpachten.

1898 im Distrikt „Kaltberg“ (hinter dem alten Friedhof) 33 Nr. 56 Dm., 1905 im Distrikt „Weslich“ 82 Nr. 22 Dm., 1907 im Distrikt „In den Rühlbüschen“ (Gutenbergschule) 119 Nr. 40 Dm., 1909 im Distrikt „Weidenhader Weg“ (links der Karstraße) 60 Nr. 97 Dm., 1909 im Distrikt „Vor Heiligenborn“ (links der Viehbrücker Allee) 82 Nr. 8 Dm., 1909 im Distrikt „Unter Hölzerborn“ (rechts der Dohleimer Straße) 95 Nr. 84 Dm., 1910 im Distrikt „Vor Heiligenborn“ 29 Nr. 71 Dm., 1910 im Distrikt „Kaltberg“ (links der Platter Straße) 14 Nr. 65 Dm., 1911 Gärten an der Rühlbergstraße etwa 50 Nr., 1913 Gärten Kleinfeldchen 98 Nr., 1913/14 Gärten hinter Heiligenborn 45 Nr.

So sind auf diese Weise 213 Schrebergärten von einer durchschnittlichen Größe von etwa 250 Quadratmeter verpachtet worden. Der Preis eines Gärtchens schwankt zwischen 13 und 40 M. Die Kosten für den Verbrauch an Wasser und Einzäunung sind einbezogen. Da nun von allen Seiten erfreulicherweise die Nachfrage nach Schrebergärten anwächst, die Stadtgemeinde aber allein nicht imstande ist, allen Anforderungen Rechnung zu tragen, geht an alle Grundbesitzer der hiesigen Stadt die Bitte, etwaige geeignete Grundstücke für den genannten Zweck einzurichten.

Anträge auf Ueberlassung von Gelände zum Kleingartenbetrieb werden im Rathaus, Zimmer Nr. 41, entgegen genommen, ferner wird hieselbst jedem Interessenten, der die Anlage von Schrebergärten plant, nach jeder Richtung Auskunft erteilt werden. Es wäre sehr wünschenswert, wenn vor dem Eintritt des Frostes noch eine erhebliche Anzahl Gärtchen angelegt werden könnte, damit die Einzäunung, Bearbeitung, Ansaat usw. vor dem Winter, jedenfalls aber zeitig im Frühjahr bewerkstelligt werden kann.

Hoher Besuch. Der erkrankte Kronprinz von Sachsen erhielt heute den Besuch seiner Tante, der Frau Prinzessin Johann Georg von Sachsen, die in Begleitung ihrer Hofdame, der Gräfin Schönborg-Rot-Schönberg, und des Hofmarschalls, Erz. v. Mangoldt, ebenfalls im Hotel „Rosa“ Wohnung genommen hat und etwa vierzehn Tage hier zu bleiben gedenkt.

Ordensauszeichnung. Dem Oberregierungsrat a. D. Pohlant in Wiesbaden wurde der Kronenorden dritter Klasse verliehen.

Militärische Personalien. Das Patent seines Dienstgrades verliehen wurde dem Haralt Hauptmann a. D. Trauer (Wiesbaden), zuletzt Oberst im Inf.-Reg. Nr. 107. — Befördert wurden zu Hauptleuten: der Oberleutnant Scholz der Inf. a. D. (Mainz), Neusch der Landw. a. D. (Wiesbaden), Schraide a. D. (Wiesbaden), v. Gernsperg der Inf. a. D. (Wiesbaden), Kalle der Landw. a. D. (Wiesbaden), Dyrerhoff der Inf. a. D. (Wiesbaden), Fuhr der Landw. a. D. (Höchst), Scholz

der Inf. a. D. (Limburg), Gaentjes der Landw. a. D. (Limburg), Schönmann (Höchst) und Müller der Landw. a. D. (Mainz). Zu Oberleutnants befördert wurden die Leutnants: Wittenkind d. Landw. a. D. (Mainz), Simon der Landw. a. D. (Oberlahnstein), von Heer v. Schmidt auf Altenstadt, Lt. a. D. (Wiesbaden), Staubeck, Lt. a. D. (Limburg) und v. Gundelshausen, Lt. a. D. (Wiesbaden).

Für Sammler von Seltenheiten. Der Kommandeur des Landsturm-Bataillons I, Herr Oberleutnant v. Goeding, schreibt uns: „Wir erhielten eine Feldpostkarte mit dem Stempel Wiesbaden 17. 12. 15 zugesandt. Diese Karte ist laut Bescheinigung des Truppenteils schon am 9. November 1914 in Frankreich eingetroffen. Für Liebhaber dürfte diese Karte von Wert sein; der Erlös ist für das rote Kreuz bestimmt. Wer bietet?“ — Liebhaber können die Karte am Schalter unserer Hauptgeschäftsstelle, Nikolaistraße 11, in Augenschein nehmen.

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Residenztheater. Die Dreperische Komödie „In Behandlung“ beginnt heute ausnahmsweise um 7½ Uhr. — Am Montag wird der Schwank „Die spanische Fliege“ gegeben. — Am Dienstag gelangt das Lustspiel „Maria Theresia“ nochmals zur Aufführung. — Am Mittwoch bleibt das Theater des Abtages wegen geschlossen. — Die nächste Volksvorstellung zu kleinen Preisen findet am 20. Nov. um 8 Uhr statt und bringt das Spiel „Als ich noch im Flügelkleide...“. Der Vorverkauf zu dieser Vorstellung beginnt am 16. Nov. — Anstelle des erkrankten Bräulein El. Hermann hat Frau Dr. Plm vom Frankfurter Schauspielhaus die Rolle der Elisabeth Weigel in der heutigen Aufführung „In Behandlung“ übernommen.

Raffaeller Kunstverein, Museum, Wilhelmstraße 24. Neu ausgestellt: H. Verit aus Leipzig: „Dorfstraße“, „Sonntag Landstraße“, „Wald“, „Vorderge bei Schliersee“ und „Landschaft“ (B.-Zell); A. Erbach aus Wiesbaden: „Häuser“, „Landschaft“, „Krieg“, „Garten“, „Kriegsgefecht“, „Garten“, „Studie“, „Vorderge“, „Studie“, „Landschaft“ und „Zeichnung“; L. Günther-Schwerin aus Wiesbaden: „Zur Blütezeit“, „Birke im Sommer“, „Sommerwiesen“ (Weilburgerthal), „Märzlandschaft“ und „Vorderge“; H. Kaltwasser aus Wiesbaden: „Bildnis“ und „Sonnenuntergang“.

Aus den Vororten.

Schierstein.

Entgleisung. Auf der hiesigen Station entgleiste gestern Abend eine Güterzugsmaschine und sperrte längere Zeit die Gleise. Die Rettungswagen aus der Eisenbahnwerkstätte wurde hierher berufen, um die Aufgleisung vorzunehmen. Es kam niemand zu Schaden.

Raffau und Nachbargebiete.

Frankfurt-Schierstein, 14. Nov. Von einem Zug getötet. Unweit vom hiesigen Bahnhof der Main-Deister-Bahnstrecke wurde gestern Abend der Fuhrmann Lai, der mit dem Abladen von Steinen beschäftigt war, von einem Schnellzug erfasst und beseitigt geschleudert, wodurch kurz darauf der Tod eintrat.

Vermischtes.

Dampferunfälle.

Notterdam, 14. Nov. (Tel. Str. Bln.)

Die aus Havre kommende Dampfer „Duchesse de Guise“ vor dem Hafen gesunken. Elf Mann der Besatzung sind ertrunken.

Arthania, 14. Nov. (Tel. Str. Bln.)

Der Dampfer „Porto Dibiavona“, der unterwegs im Brand geriet und dem mehrere Torpedoboote zu Hilfe eilten, ist hier brennend eingetroffen.

Forman
gegen Schnupfen
Dose 30 Pfg.

H. 194

Zeit der großen Siege des deutschen Bundesgenossen aufbliden.

Aber nur kurze Zeit währte der Aufenthalt Enver Bey an der Berliner türkischen Botschaft. Der Krieg mit Italien hatte ihm ein rasches Ende bereitet, denn wieder war es Enver Bey, der die heldenmütige und hartnäckige Verteidigung des von Militär entführten Tripolitaniens übernahm. Nach dem Lausanne-Frieden, der Tripolitaniens Italien zusprach, und bei dem sich die Türken verpflichteten, alle regulären Truppen aus Tripolis abzuziehen, weigerte sich Enver Bey, nach Konstantinopel zurückzukehren. Mit einigen ihm mit Leib und Seele ergebenen türkischen Offizieren und einigen Araberkämpfern führte er energisch den Kampf gegen Italien weiter. Dieser militärische Ungehorsam wurde ihm von seinen Vorgesetzten übel vermerkt, und der damalige Kriegsminister Nazim Pascha ließ ihn sogar aus der Liste der türkischen Armee.

Trotz alledem fehlte er den Kampf in Tripolitaniens fort, während sein Vaterland schon in den Krieg mit dem Balkanbund verwickelt war. Der Nachfolger Nazim Paschas Mahmud Scheffet Pascha aber fehlte nach Beendigung des ersten Balkankrieges Enver Bey nicht wieder in Amt und Würden ein, wie er doch, daß Enver Bays Handlungen nur von größter Liebe zum Vaterland diktiert waren. Sofort mußte Enver Bey die Gelegenheit des griechisch-bulgarischen Konfliktes dazu aus, um der Türkei die bereits abgebrochene Balkanfront und Adrianopel wiederzugeben, die schon laut Londoner Konferenz Bulgarien zugesprochen war. Dieser Streich steigerte Enver Bays Popularität ins Ungemeine, und als Mahmud Scheffet Pascha den verräterischen Augen einiger Menschenmörder erliegen war, wurde der junge Oberst von 32 Jahren, der in den Augen seines Volkes ein Held... was sage ich... der türkische Napoleon war, zum Kriegsminister ernannt. Seine erste Tat als solcher war, die Mörder seines über alles geliebten Vorgesetzten zu bestrafen, und so fielen der Gerechtigkeit 12 Menschen — darunter zwei kaiserliche Prinzen — zum Opfer, deren Verbrechen er zur Warnung auf der belebten Brücke, die von Istanbul nach Galatta führt, aufhängen ließ.

Seine mächtige Stellung und den großen Einfluß auf den Sultan Mehmed Reischad, seinen Schwiegervater, aus-

nutzend, gelang es ihm, die von ihm als nötig angesehene Reformierung der türkischen Armee glänzend durchzuführen. Hervorragend stand ihm hierbei die deutsche Militärmission unter Führung von Liman Sanders Pascha zur Seite. Somit kann die türkische Armee heute als eine den Ansprüchen einer modernen Kriegsführung vollumfänglich angesehen werden, die wohl in der Lage sein dürfte, den Russen so manche harte Nut zu aufstrecken zu geben.

Nun kam der Weltkrieg. Enver Pascha und mit ihm das gesamte türkische Volk wußten vom ersten Augenblick an, auf welche Seite sich die Türkei zu stellen hatte. Aber die Lehren der Balkankriege und die spärlich vorhandenen Eisenbahnen geboten vorerst zurückhaltende Neutralität. Während der drei ersten Monate des Weltkriegs führte Enver Pascha die Mobilisierung durch. Und als er sie fertig hielt, antwortete er auf die russische Herausforderung kurz und bündig mit einem kräftigen Nein, wie es ein Mann nur tun kann, der auf sein Volk und auf seine Armee bauen kann. Die Triple-Entente hat der Türkei den Krieg erklärt und Enver Pascha hat sie mit einem Lächeln und die Lippen angenommen und so dem zu ihm abgöttisch aufschauenden Volke die feste, unerschütterliche Siegeszuversicht eingebläht.

Stolz und zukunftsreich ist er in diesen ersten Kriegstagen wieder, wie so oft, in seinem offenen Auto, das seinen schlanken Oberkörper weit über die niedrig gebaute Brüstung des Wagens hervorragen läßt, durch die Straßen Stambul gefahren... unaufhörlich bejubelt von dem ihm blind ergebenen Volke.

Enver Pascha ist in erster Linie das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg zu danken... ihm, dem treuen Freunde Deutschlands. Tren... weil er stets urdeutschem Mibelungentreue vor weltlicher Tücke und britischer Lüge den Vortritt gegeben.

Und mit ihm denkt und fühlt das ganze türkische Volk, das nicht nur heiß und innig für den Sieg der eigenen Armee, sondern auch für den der Heere Deutschlands und Österreichs in Zentraleuropa betet.

Der große Krieg.

Roman von Poths-Wegner.

(30. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)
War das ein Jubel und Hurrarufen, als die Ansprache zu den Truppen kam. Bei den Süddeutschen ebenso wie bei den Norddeutschen! Nur ein Gedanke belebte sie: Wir haben wieder einen Kaiser und ein deutsches Reich! Und wir haben dazu durch unsere Siege den Grundstein gelegt!

Doch fiel ein Mißklang in den Jubelsturm.
Dem kühnen Volksverlangen nachgebend, hatte General Trochu sich endlich entschlossen, noch einmal alle Kräfte zusammenzurufen und einen Verzweiflungsdurchbruch zu versuchen, und dafür den neunzehnten Januar bestimmt.

Der Angriff sollte diesmal auf die deutsche Westfront erfolgen und der Durchbruch in der Richtung auf Versailles forciert werden.

Tüchtiges Wollen, denn gerade dort war die deutsche Stellung schon durch die Natur wie auch durch angelegte Fortifikationen, die das fünfte Korps im Laufe der Einschließung geschaffen hatte, am stärksten. Außerdem konnten bei rechtzeitiger Hilfe der deutschen Vorposten über den Annahar großer feindlicher Waffen alle Anordnungen getroffen werden, um diesem erfolgreich entgegenzutreten zu können, und zwar um so leichter, als die Franzosen stets mit außerordentlicher Schwerfälligkeit zur Gefechtsentwicklung schritten.

Kronprinz Friedrich hatte schon früh am Morgen alle Bestimmungen zur Schlacht getroffen. Er hatte auf der Höhe von Beaureffon Aufstellung genommen.

General Trochu hatte die etwa hunderttausend Mann starke Ausfallsarmee in drei Armeekorps eingeteilt, die zugleich zum Angriff schreiten sollten. Durch Truppenkreuzungen wurde General Ducrot jedoch in seinem Vorwärtsschreiten aufgehalten und geriet bei Rucille in so festes Feuer des vierten preussischen Armeekorps, daß er nur sehr langsam zur Gefechtsentwicklung und erst sehr verspätet zum Angriff kam.

Der linke Flügel des fünften Korps war um diese Zeit auf seiner ganzen Linie von starken französischen Kräften angegriffen worden, während gleichzeitig die schweren Geschütze des Mont Valerien ein sehr heftiges Feuer gegen

Das Wiesbadener Hafenproblem.

Man schreibt uns:

Die gewaltige Entwicklung des westdeutschen Wirtschaftslebens in den letzten Jahren hat den Güterverkehr dermaßen anschwellen lassen, daß die vorhandenen Schienenwege schon lange nicht mehr allein zu seiner Bewältigung ausreichen und der Wassertransport mit jedem Jahre steigende Zahlen aufweist. Ungeheure Kapitalien werden in den Ausbau der Wasserwege, die Umgestaltung, Neuanlage oder Erweiterung der Häfen gesteckt; die rheinischen Städte entfalten eine großzügige Propaganda zum Ausbau ihrer wirtschaftlichen Bedeutung und für die Ansiedlung zahlreicher Industriezweige und im rheinischen Industriegebiet, mit dem uns enge wirtschaftliche Interessen verknüpfen, sind im letzten Jahrzehnt so umfangreiche Aufwendungen wasserwirtschaftlicher Natur gemacht worden, daß die dort geschaffenen Anlagen zu den bedeutendsten und technisch vollkommensten ihrer Art zählen und eine Entwicklung voraussetzen, die anfänglich vielleicht manchem in einer weiten Ferne zu liegen schien, dennoch aber, wie die Erfahrung lehrt, durch den tatsächlichen Aufschwung des rheinischen Wirtschaftslebens, trotz unterschiedlicher Konjunkturschwankungen, überholt wurde.

Auch in Wiesbaden ist in den letzten Jahren die Frage immer eindringlicher behandelt worden, ob die wirtschaftliche Zukunft der Weltkurstadt und ihre Entwicklung wirklich allein nur von ihrer Eigenschaft als Bade- und Kurort abhängig gemacht werden darf. Den Wert und die Bedeutung als solche kann Wiesbaden ja nicht schmälern, aber die überhandnehmende Konkurrenz (was ist doch in den letzten Jahren nicht alles Kur- oder Badeplatz geworden?) zwingt zu Anstrengungen und Aufwendungen, deren Größe vielleicht nicht immer im rechten Verhältnis zum Erfolge stehen. Außerdem gibt es ja für alle Entwicklungsrichtungen eine natürliche Grenze. Es sei nicht gesagt, daß sie für Wiesbaden als Kurort bereits erreicht wäre. In der Richtung des Ausbaus der Weltkurstadt zur internationalen Heilmetropole läßt sich noch vieles tun. Doch es scheint verstandlich, daß jene Entwicklungsgrenze eine Kurstadt, die gleichzeitig auch Großstadt ist, schneller erreichen mag, als ein kleiner Platz, dessen wirtschaftliche Zweckbestimmung eben keine andere wie die eines der Gesundheit und Erholung dienenden Pläzes ist. Weiterhin sind die Aufgaben einer Großstadtverwaltung im Hinblick auf die Ansiedlung einer viel größeren Menge ständiger Bewohner, deren vielseitigere soziale und berufliche Schichtung ganz anders ist als jene einer kleinen Kommune. Es sind da wirtschaftliche Interessen zu berücksichtigen, die niemals in einer kleinen Kurortsgemeinde aufkommen werden und die manchmal so heftiger Natur sein können, daß sie scheinbar die Kur- und Bade-Industrie zu schädigen geeignet sein könnten. Die Bevölkerung einer Großstadt kann eben nicht ausschließlich von der Fremdenindustrie leben, auch wenn diese Großstadt sich zufolge ihrer Ausdehnung wie Befestigungsscheitern mit Recht „Weltkurstadt“ nennt.

Aus dieser Erkenntnis heraus ist der wirtschaftliche kommunalpolitische Gegensatz in Wiesbaden entstanden, der in den letzten Jahren so viel erörtert wurde und an dessen Lösung Oberbürgermeister Geheimrat Gläting mit diplomatischem Geschick und weiter volkswirtschaftlicher Voraussicht arbeitet. Das Problem hat sich für ihn und seine Mitarbeiter dahin vertieft, eine industriell-gewerbliche Entwicklung des Wiesbadener Wirtschaftslebens ohne Beeinträchtigung der Kurinteressen herbeizuführen. Die großen Verkehrsprojekte, die eine unmittelbare Verbindung mit dem Rhein und Rheingau herstellen und einen Teil des Wiesbadener Hinterlandes erschließen sollen, stehen mit diesen Bestrebungen im engsten Zusammenhange. Viel besprochen in den letzten Jahren, öfter behandelt in den kommunalen Körperschaften, sind sie nun soweit gediehen, daß fertige Projekte dem Magistrat vorliegen, der sich mit ihnen wohl gerade im Hinblick auf die herrschenden Verhältnisse, die ungeheure Entwicklungsmöglichkeiten bergen, bald beschäftigen wird. Unter all diesen Projekten hat, wenn wir vorläufig einmal die direkte Bahnverbindung Wiesbaden-Schierstein ausschalten wollen, die größte Bedeutung die Schaffung eines eignen Hafens für Wiesbaden. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus sollte an die Beseitigung jenes wirtschaftlichen Interessengegenstandes überhaupt nicht gegangen werden, ehe diese Frage nicht gelöst worden ist, denn die Art der Verkehrsverbindung und Transportmöglichkeit ist für viele gewerbliche und industrielle Unternehmungen entscheidend bei der Wahl des Niederlassungsortes. Es gibt eine große Zahl industrieller Betriebe, die niemals einen Ort zur Ansiedlung wählen werden, dessen Frucht- und Güterverkehr allein nur über

den Schienenweg geht. Nun liegt ja Wiesbaden innerhalb der Konkurrenzgrenze des Eisenbahn- und Wasser-Frachtverkehrs, aber die Umladung bei der Wahl des kombinierten Wasser- und Eisenbahnweges liegt selten im wirtschaftlichen Interesse des Beziebers oder Verladers, wobei nicht außer Acht zu lassen ist, daß damit recht häufig Qualitätsverschlechterungen des Ladegutes verbunden sind.

Für Wiesbaden ist heute hauptsächlich Kassel-Gustavsburg Hafen- und Umschlagplatz. So lange die Wiesbadener Industrie nicht besonders umfangreich ist, mögen für diese die Verhältnisse dort genügen; bezogen die industriellen und größeren gewerblichen Betriebe Wiesbadens doch kaum Massengüter auf dem Wasserwege und verfrachten ihre hochwertigen Erzeugnisse durchweg auch auf der Eisenbahn. Soweit aber Massenbezüge und Massenverfrachtungen in Betracht kommen, hat die Industrie Groß-Wiesbadens sich lange schon am Rhein oder in dessen Nähe angesiedelt. Heute kommt für den Massenbezug in der Hauptlage die Stadtverwaltung selber in Betracht mit dem ungeheuren Bedarf an Brenn- und Baumaterialien aller Art. Für die Stadtverwaltung ist die Verbindung mit Kassel-Gustavsburg schon seit Jahren höchst ungenügend und unbefriedigend und vor allen Dingen auch kostspielig. Es ist ja allgemein bekannt, daß in Gustavsburg lange schon Raum- und Platzmangel vorhanden ist, der die städtische Verwaltung in der Lagerung großer Materialkummern, vornehmlich Kohlen, hindert, indessen Verhältnisse anderer Art die Anlage großer Lagerplätze im Wiesbadener Gemarkungsbereich nicht rätlich erscheinen lassen. Aus diesem Grunde wird die Stadtverwaltung für ihre eignen Zwecke bald nach einem Lagerplatz Ausschau halten müssen und daß dieser naturgemäß beim Wasser liegen muß, steht aus wirtschaftlichen Gründen außerhalb jeder Erörterung. Da kommt doch ganz allein nur Schierstein mit seinem Hafen in Betracht und aus diesem Grunde sollte die Stadtverwaltung das lebhafteste Interesse nehmen an dem Schicksale dieses Hafens und den weitestgehenden Projekten zu seiner Erschließung und Ausbarmachung.

Eine kurze Berechnung wird den wirtschaftlichen Wert des Schiersteiner Hafens allein für den Kohlenbezug für die Wiesbadener Kommunalbetriebe überzeugend darlegen. Auch für den Kohlenbezug liegt Wiesbaden auf der Konkurrenzgrenze zwischen Wasser- und Eisenbahntransport. Der direkte Eisenbahnfrachttag von der Zeche im Ruhrrevier bis Wiesbaden beträgt gegenwärtig etwa 65 M. Da der allgemeine Konsum nur Qualitätskohle verwerten kann, ist dieser ausschließlich auf den Eisenbahnbezug der Kohlen angewiesen, denn der kombinierte Wasser- und Eisenbahnweg mit seiner zweimaligen Umladung bedingt eine Neuverfrachtung und Aufbereitung der Kohlen am Ausladeplatz, deren Kosten die Erparnis ausgleichen würden. So könnten gegenwärtig nur Wiesbadener Großbetriebe, also die Stadt selber, als der einzige wirkliche Großunternehmer Wiesbadens, auf dem kombinierten Wege Kohle beziehen. Dabei stellen sich die Bezugskosten für den Wagon Kohle — also 10 Tonnen — wie folgt: ab Zeche einschließlich Eisenbahnvorfracht bis Ruhrhafen und von dort bis Gustavsburg bei günstigem Wasserstande 40 M. Dazu treten in Gustavsburg Umschlagkosten und die Eisenbahntransportkosten bis Wiesbaden mit etwa 13 M., zusammen 53 M., oder eine Erparnis gegenüber dem reinen Eisenbahntransport von 12 M. In Zukunft wird sich das Verhältnis der Frachtkosten dadurch wesentlich bessern, daß im Laufe des kommenden Jahres der Rhein-Ruhr-Kanal völlig fertiggestellt und in Betrieb genommen werden wird. Viele Stüttenwerke und Zechen führen ihre Produkte dann zum Kanal (die meisten Zechen sind direkt angeschloffen), sodas die Eisenbahnverfracht fortfällt, was unter Berücksichtigung der zukünftigen Kanaltransportkosten einschließlich Abgaben bis Ruhrhafen mit etwa 6 M. eine Erparnis von rund 13 M. gegenüber den jetzigen Transportkosten bedeutet. Dazu kommt noch die Verminderung der Umladung im Ruhrhafen, denn die Kohle wird in Zukunft an der Zeche in 1250 Tonnen-Rheinfähnen verladen und geht in diesen bis zum Bestimmungshafen. Die Transportkosten ab Zeche bis Schierstein würden sich unter Berücksichtigung dieser Umstände in Zukunft auf rund 26 M. stellen. Hinzu kommen die Umschlagkosten in Schierstein mit 4 M., der Eisenbahntransport ab Schierstein bis Wiesbaden mit rund 9 M., ferner die Kosten für Aufbereitung und Neuverfrachtung mit etwa 10 M., zusammen 49 M. oder gegenüber dem Bezuge über Gustavsburg eine weitere Erparnis von 4 M. für 10 Tonnen Kohle, gegenüber dem direkten Eisenbahnbezuge eine solche von 16 M. Bei einem Bezuge von 100 000 Tonnen erhaltlicher Ruhrkohle im Jahre beträgt also der Gewinn an Frachtersparnis 160 000 M. Beim Bezuge über Schierstein gegenüber dem direkten Eisenbahnbezuge ab Zeche nach Wiesbaden oder 40 000 M. im Jahre

gegenüber dem Bezuge auf dem kombinierten Wege über Gustavsburg.

Dieser Betrag allein würde schon das Interesse der Kommune Wiesbaden am Schiersteiner Hafen rechtfertigen und sollte sie veranlassen, nachdrücklich die Projekte zu verfolgen, die seine Erschließung und Entwicklung zum Industriehafen vorsehen und von denen im Verfolg des zweiten Artikels im Zusammenhange mit den Beiträgen, das Wiesbadener Wirtschaftsleben industriell zu befruchten, gesprochen werden soll.

Vom Büchertisch.

Unsere großen Heerführer im Bilde.

Wo ist der Deutsche, der nicht mit größter Hochachtung, ja mit von Herzen kommender Verehrung bei Namen wie v. Hindenburg, v. Lud, v. Bülow, v. Sauten, v. Deeringen, v. Gumbel, v. Moltke, v. d. Golz, v. Einem, v. Weismann-Hollweg, v. Zeppelin verweilt, der nicht unseren kriegsglänzenden Thronfolgern: Kronprinz Wilhelm, Kronprinz Rupprecht, Herzog Albrecht entgegenblickt? Es war in weiten Kreisen des Bürgertums „unmodern“ geworden, Helden- und Heldennarrativen ins Heim zu hängen. Jetzt ist es anders: die Charakterköpfe unserer großen Heerführer vor fremdem Uebermut lösen uns mindestens so viel wie eine Landschaftsbildnis und dergl.

Alle diese Bildnisse können wir jetzt in künstlerischen Wandbildern an Wandschreibern haben. Der Verlag patriotischer Kunstblätter: Gerhard Stalling in Eldenburg i. Gr. hat die Bilder der großen Männer des gegenwärtigen Krieges nach ganz neuen Originalaufnahmen einer deutschen Meisters in Oelmalerei, dem vornehmlichen Reproduktionsverfahren der Gegenwart, herausgegeben. Die Kupferdrucke sind in zwei Größen an haben: 73 : 95 Bztr., Preis je M. 6.—, und 37 : 48 Bztr., Preis je M. 2.60. Wer nicht alle Bildnisse erwerben will, hat auch die Möglichkeit, nur das ihm besonders erwünschte Bildnis zu erwerben.

Der Weltkrieg 1914. Eine ausführliche Darstellung sämtlicher Vorgänge im Kriege Deutschlands und Oesterreich-Ungarns gegen Rußland, Frankreich, England, Belgien, Serbien, Montenegro und Japan. Von Dr. Otto Brandt u. a. d. r. In vorläufig 20 Hefen à 25 Bz. — Verlag von Leon u. Müller in Stuttgart.

Das von vaterländischem Geiste durchwehte Lesevergnügen, von dem bis jetzt das erste und zweite Heft vorliegen, will nach amtlichen Quellen und Berichten, Beiträgen sachmännischer Mitarbeiter und Augenzeugen eine ausführliche Darstellung sämtlicher Vorgänge im Kriege Deutschlands und Oesterreich-Ungarns gegen seine Feinde geben.

Zeitschriftenschau.

Ein richtiges Kriegsbuch ist die Novembernummer von „Kunst und Künstler“ (Verlag Bruno Cassirer). Es führt mitten hinein in die Ereignisse der Zeit und führt doch zugleich auch über den Augenblick hinaus. Das Heft wird eingeleitet durch eine Originalillustration Max Liebermanns, einen Säbel schwingenden Krieger voller Mord. Ihm gegenüber steht ein schönes deutsches Mädchen. Sehr interessant ist eine Folge von Zeichnungen von dem bekannten Berliner Maler Max Beckmann. Sie illustrieren einen dem Tageszeitungen entnommenen Text, der so zusammengefaßt ist, daß das Ganze „die erste Kriegswunde in Berlin“ in der Tat auf veranschaulicht. Max J. Friedländer, der bekannte Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums, hat einen sehr lehrreichen Beitrag beigetragen: er schreibt über die „Kunstgeographie der Niederlande“. Nicht weniger aktuell ist der Aufsatz Wilhelm Worringers über die Kathedrale in Reims. Karl Scheffler hat eine Analyse des Deutschen geschrieben, voll warmen nationalen Empfindens. Der Reichtum und Wert des Heftes spricht für sich selbst.

Die große Künstler der Kriegszeit. Eine Publikation von vaterländischem Interesse über dieses Thema bringt das Oktoberheft der prächtigen Monatshefte „Die Kunst“ (Verlag Bruckmann, München) unter dem Titel „Symbolische Darstellungen des Krieges“. Nicht jede Allegorien zeigen uns die sehr schönen Abbildungen dieses Aufbundes, sondern Schöpfungen, die aus gewaltiger Gefühlstiefe unserer größten Künstler heraus entstanden sind. Wir nennen die Blätter nach Rubens, Velasquez, Dürer, Holbein, Menzel, Alinger, Kolb, Stuck u. a. Und nochmals führt uns das Heft in die trauerhafte Welt: Jacques Callot, dem Vorkriegsmeister, der mit Reiterstaffeln und heikeln Parodienherren die Leiden, die Trauer und Schwere über seine Heimat gebracht hatten, mit der Madonnenbildhauerin, die ein weiterer Aufschrei geworden. Verschiedene andere, gleichfalls reich illustrierte Aufsätze über Teile der kunstgeschichtlichen Werkausstellungen in Köln vervollständigen den überaus reichen Inhalt dieses Heftes, mit dem „Die Kunst“ in ihren 16. Jahrgang eintritt.

Schriftleitung: Bernhard Grothaus. Verantwortlich für deutsche und ausländische Politik: B. Grothaus; für Kunst, Wissenschaft, Unterhaltung- und volkswirtschaftlichen Teil: H. C. Eidenberger; für Stadt- und Landnachrichten, Gericht und Sport: C. Diegel; für die Angelegenheiten: B. Schaubert; sämtlich in Wiesbaden. Druck und Verlag der Wiesbadener Verlagsanstalt G. m. b. H. (Zeitung: S. Liebmeyer) in Wiesbaden.

Während der Kriegszeit: 2335

Uniformen, Militär-Pelze.

Fr. Vollmer, Museumstrasse 3.

keine Stellung richtete. Sogar gepanzerte Eisenbahnbatterien mit Piroteschiffen brachte der Feind auf der Bahnlinie Ruß in Gefecht. Aber trotz alledem gelang es General Duerot nicht, nur an die erste deutsche Verteidigungslinie heranzukommen. Obgleich er dann immer mehr Truppen heranzog und von seiner zahlreichen Feldartillerie sehr wirksam unterstützt wurde, scheiterten all seine Angriffe an der Zähigkeit und dem wirksamen Feuer, womit die deutschen Truppen ihre Stellungen verteidigten. Er zog sich daher, nachdem er sehr bedeutende Verluste erlitten hatte, mittags 3 Uhr zurück und ließ nur noch ein bedeutungsloses Artillerie- und Tirailleur-Geschütz fortziehen. Dagegen war es den Kolonnen des französischen Zentrums gelungen, die bei Saint Cloud gelegene Montreuilchanze mit großer Uebermacht zu umzingeln, so daß sich die Befestigung durchschlagen mußte. Ihre Reserve heranziehend, breiteten sich die Franzosen nun auf dem nördlich von Garges gelegenen Höhen, sowie im Parke Vouzenval aus. Ihre weiteren Verluste, über Garges und die Vergerie hinaus Terrain zu gewinnen und den rechten deutschen Flügel zu durchbrechen, scheiterten jedoch an dem unerwarteten deutschen Widerstande.

General Sandrart unternahm im Vertrauen auf die Ueberlegenheit seiner Truppen nun das kühne Wagnis, trotz seiner schwachen Kräfte die Offensive zu ergreifen, um die Franzosen von den Höhen von Garges wieder zu vertreiben. Und sein jeder Angriff gelang. Im Sturm wurde der Gegner von den Gargener Höhen herabgeworfen, blieb aber im Besitz von Saint Cloud, der Montreuilchanze und des Parks von Vouzenval. Auch Saint Cloud selbst konnte erst nach heftigem Kampfe wiedergewonnen werden! Erst am Abend, als schon der Kampf auf der ganzen deutschen Position beendet war, gelang es General Sandrart, durch einen abermaligen kühnen Anlauf sich wieder in den Besitz der verlorenen Schanze zu setzen, worauf die Franzosen den Park von Vouzenval freiwillig räumten.

So war also der große Vergewaltigungsanfall an allen Punkten abgeschlagen worden. Die deutschen Vorposten bezogen wieder ihre alten Stellungen, hielten sich aber gesichtslos, denn es war anzunehmen, daß General Trochu den Kampf am nächsten Tage erneuern würde. Aber er kam nicht wieder! Seine Truppen waren durch die ohne jeden Erfolg erlittenen großen Verluste so entmutigt und

ermüdet, daß sie nicht mehr zu verwenden waren. — Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht am Mont Valerien war ihre letzte Hoffnung geschwunden.

Nur wurde deutscherseits das Bombardement von Saint Denis und Paris mit aller Kraft fortgesetzt und wenn auch die Belagerten mit 143 schweren gezogenen Geschützen dagegen austraten, waren sie doch bald niedergelämpft.

Am 26. waren die Werke vor und bei Saint Denis bereits so zusammengebrochen, daß sie einem Infanterieangriff nicht mehr hätten widerstehen können. Neuchâtel sah es mit den übrigen Forts aus. Die Einnahme war also nur noch eine Frage von wenigen Tagen.

In Paris selbst wurde das Gepein des Hungers mit jedem Tage drohender und damit die Gährung in den unteren Volksmassen immer wilder. Die Schreckensgestalt der Kommune stand bereits im Vordergrund. So drängte alles gewaltig zur Kapitulation.

Nach vorhergegangener Verhandlung erschien denn auch am Abend des 23. Januar der französische Minister Jules Favre wieder bei Graf Bismarck, um Verhandlungen anzuknüpfen — zunächst über die Kapitulation von Paris —, die sodann auch am nächsten Morgen in Anwesenheit des Kaisers, des Kronprinzen Friedrich, Moltkes, des Bundeskanzlers, des Kriegsministers, sowie der anwesenden Generale stattfanden und zu der einflussreichen Vereinbarung führten, die Feindeslügen bei Paris bis zu der folgenden Nacht 12 Uhr einzustellen. Zugleich wurden Einleitungen für die Verproviantierung der Hauptstadt getroffen, denn Paris war nur noch bis zum 25. Januar mit Mehl versehen. Trotz aller gewährten Verheißungen wäre daher die Stadt in größte Gefahr gekommen, hätte ihr nicht die preussische Armeeverwaltung auf löblichen Befehl 60 000 Zentner Mehl überlassen.

Am 28. Januar wurden die Unterhandlungen fortgesetzt, und mit Ausschluß der Departements Doubs, Jura und Cote d'Or, sowie der Festung Belfort kam ein für ganz Frankreich geltender Waffenstillstand zum Abschluß. Zugleich wurden die Bedingungen für die Uebergabe von Paris festgelegt. Danach hatte die ganze Besatzungsarmee sofort die Waffen abzulegen und wurde Kriegsgefangener. Sämtliche Forts einschließlich des Mont Valerien wurden an die deutschen Truppen ausgeliefert. Nur 12 000 Mann

Linien-, Mobil- und Marinetruppen sollten zur Aufrechterhaltung der Ordnung die Waffen behalten. Leider veräumte man dabei auch die Nationalgarde zu entwaffnen und leistete damit der Kommune einen unheilvollen Vorstoß.

Als die Kapitulation von Paris bekannt wurde, bemächtigte sich aller deutschen Truppen ein wahrer Freudenrausch. Die Mannschaften umarmten und küßten sich und weinten vor Glück. Nur ein Gedanke: Paris hat kapituliert, nun gibts Frieden! besetzte alle.

Von den Begeisterungen einer war Deutschen. Brachte ihm doch der abgeschlossene Waffenstillstand nicht allein die beglückende Hoffnung auf den Frieden, er erlebte auch seine geliebte Aime aus aller Not und eröffnete ihm die Aussicht auf ein baldiges Wiedersehen mit ihr. — Da traf ihn der Befehl, eine Abordnung der 5ten Jäger mit einer Patrouille auf Fort Bannville zu begleiten, um nach den Offizieren zu fragen, die den Kapitulationsbestimmungen gemäß das Fort zu übergeben hatten, aber noch nicht erschienen waren. (Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Hans Hellmut Perletti von hier wurde für die Spielzeit an die Hoftheater Sondershausen-Rudolstadt als Bouffant und Spielleiter verpflichtet.

Ueber ein Gastspiel von Max Baerhammer am Chemnitzer Stadttheater in Schillers „Verwundung des Diavolo“ berichtet das „Chemnitzer Tageblatt“: Max Baerhammer gab den Wobren, einen der gelungensten dramatischen Charaktere Schillers, mit großer Virtuosität, wie mit aufrichtiger Anerkennung bemerkt sei. Alle Abgründe in der schwarzen Seele dieses Schufers brachte der Gast mit der größten Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit zum Ausdruck, so daß reichlicher Beifall ihm lohnte.

Auf vielfache Anfragen teilt die Zeitung der Leipziger Internationalen Buchgewerbe-Ausstellung mit, daß die Veröffentlichung der Preise für die Ausstellung in der endgültigen Form aus bestimmten Gründen erst in einiger Zeit erfolgen kann. Alle Mitteilungen, die bisher über das Resultat der Prämiierung an die Öffentlichkeit gelangt sind oder noch gelangen, müssen daher notgedrungen falsch oder lückenhaft sein.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Berichte unseres Kriegsberichterstatters Julius Hirsch.

Stilleben an der Front.

In den Schützengräben vor Reims.

Von unfern nach dem Westen entsandten Kriegsberichterstatter (Genehmigungsvermerk des Gr. Generalstabs v. 7. Nov.)
Deutsches Großes Hauptquartier, 9. Nov.

1. Die Fahrt gen Reims.

Die Fahrt ging gestern durch nebelverhülltes Land. Kaum daß sich die Bäume längs der Straße wie schwarze Zeichnungen von den graubraunen Schleiers des Wintergrunds abhoben. In den stillen, verlassenen Dörfern, die wir durchqueren, immer dieselben Szenen. Frauen, die wie täglich am Morgen, zur Suppen- und Brotverteilung stehen. Die Landstraße ist fast verlassen. Sie und da hupert nur ein Bäckchen, aus dem ein Militärarzt neugierig auf die vorbeifliegende Wagenkolonne blickt. Auf einer der kreuzenden Straßen stehen die Silhouetten hochgeladener Strohwagen, hinter ihnen Reiter mit Referenepferden. Und sie verschwinden wieder im Nebel, der sich immer dichter in die Täler der Ardennen und über das hügelige Land der weinreichen Champagne legt.

Vor dem Gartengitter einer vornehmen Villa wird „gestoppt“. Eben tritt der Armeeführer General v. Einem, der frühere Kriegsminister, aus dem Tor. Er geht zur benachbarten Feldpost, um seine Briefe zu holen. Ein Dutzend Feldbäder umringen unser Auto. Durchweg Sachsen. „Ob wir nichts Neues aus der Türkei brächten?“ ist ihre allgemeine Frage. Dann erzählen sie uns, wie gut es ihnen nun nach dem Galopp durch Belgien ginge. Ja, der Marich durch Belgien! „Es war wie ein Traum“, meint eine besonders jartelosierte Feldbäderseele. Die Konversation wird abgerissen, denn unter der Führung eines Offiziers vom Oberkommando laufen wir der Front zu. Wir fahren durch Terrain, das von feindlicher Artillerie beschiessen werden kann. Heute haben wir vorläufig Glück. Der Nebel heißt auch die französischen Geschütze schweigen. Auf den Feldern reiten Offiziere spazieren, was sie bei klarem Wetter auch nicht könnten, an der von Ahorn eingegäumten Allee, die gegen W. führt, über Infanteriezeile ruhig, erst, als wären sie auf einem Kasernenhofe. Die Dörfer, durch die wir fahren, sehen aus wie zur Wanderverszeit, wenn starke Eingartierung den Bauer erschreckt. Bei den Brunnen sind die Soldaten zu zwanzig, dreißig angeheftet, um ihre Trinktöpfe zu füllen. Es macht ihnen selbst Spaß, im Gänsemarisch anzurücken, den sie und da ein junges französisches Weib mit großen Kammern im Arm unterbricht. Und dann sieht man oft ältere Soldaten den französischen Weibern das Wasser heimtragen. In dem Dorf A. gibt es kurzen Aufenthalt. Die blaue Orientierungstafel am Ortsausgang besagt, daß wir nur 8 km. bis Reims hätten. In zehn Minuten wären wir an der Kathedrale, deren Türme uns der Nebel verhüllt. Wir wollen es uns aber doch überlegen. Die Stadt, in der Chlodwig durch den heiligen Remigius getauft und Karl VII. durch die Jungfrau von Orleans zur Krönung geführt wurde, befindet sich noch im Besitze der französischen Artillerie. Ein Fort, das noch auf französischer Seite liegt, ist von der deutschen Artillerie zusammengepflochten. Die Forts von Reims sind durchweg alten Datums. Die Franzosen haben zu Beginn dieser Woche die vor der Kathedrale aufgestellten Batterien wieder in Tätigkeit gesetzt. Die Antwort waren 500 deutsche Bomben, welche die schwere Feldartillerie in die Stadt sandte.

2. Im Hotel „zum weißen Rössel“.

Ein kleines armfertiges Dorf ist das Endziel unserer Fahrt. Eine Straße von kaum zwanzig Häusern und ein Platz, größer war das Dorf nicht, das im heftigen Sturmangriff und durch Granaten ein Ruinendorf wurde. Es sind kaum soviel Mauern stehen geblieben, um Soldaten mit Platz- und Straßenbezeichnung daran zu befestigen. Die Straße wurde „Kaiser-Wilhelm-Straße“ getauft, wie es in jedem besetzten Ort gang und gäbe ist; den Platz, auf dem noch ein kleines einkuppiges Häuschen von fragwürdigem Aussehen steht, haben die Sachsen, die hier vorherrschen, „Friedrich-August-Platz“ genannt. Das Häuschen trägt noch ein Blechschild „Hotel du Cheval blanc“. Welche Erinnerungen an friedliche Theaterzeiten fliegen auf! In dem Hotel, an dem ein kleines Holzbrett mit dem geschmackvollen Zeichen „Dr. St. Du.“ prangt, liegt der Brigade-Stab. Oberhalb der Tür stehen die Worte „Debit de Tabac“. Der Hausbesitzer, General von C., ein bekannter konservativer Politiker, läßt uns zur Befestigung des Hotels ein, neben dessen Schild vier frischgeschossene Kaninchen hängen. Die kleine Stube links ist der Salon und das Schlafgemach des Brigadiers. Ein Tisch, ein Spiegel und ein Sessel bilden mit einem breiten Bett, das unüberwunden ist, das einzige Möblement. Die schlafenden Politiker muß der Schlafplatz erleben. In einer Ecke neben dem Ofen lauert der einzige Bewohner des Hauses, der nicht die Flucht ergriffen hat — ein Hund mit längelnd schwarzem Fell. Ein kleines Loch nebenan trägt an der Tür die Kreideaufschrift „Stabszimmer“. Es dient mannigfachen Zwecken und ist Arbeits-, Speise- und Lesezimmer. Mehr als vier Leute können darin kaum sitzen. Für den Herrn General ist ein roter Plüschfauteuil requiriert worden, allein zu seiner Rechten steht der Telefonapparat, aus Rammersparnis auf dem Fensterbrett. Auf einer Kommode liegt neben Zeitungen die Hausbibliothek der Herren des Stabes, gelbe Reclam-Büchlein, durchweg alte deutsche Werke: Goethes Faust, Hebbels Nibelungen, Schillers Abfall der Niederlande, „Der Oberhof“ von Immermann. Zur leiblichen Stärkung schmücken eine kleine Kognak, ein Pächchen Teegebäck und eine kleine Schachtel mit Schokolade den Tisch. Die Ordonanzen hausen in der Küche, geschlafen wird im Nebengemach, einem flechtig duftenden Kuchstall. Im ersten Stock des Hotels logieren die Herren vom Stab. Ich hätte gern oben einen Besuch abgestattet, aber auf der Wendeltreppe können sich nur Herren mit Weisentaile aufziehen. Trotzdem wollte der bekannte Romanfiktionalist Dampfeda bei seinem Bruder, einem Oberst, hier zu Besuch. In seiner Villa in Meran dürfte er es bequemer gehabt haben.

Bevor wir zu den Schützengräben marschieren, laden uns die Herren Offiziere zum Besuche von Oberbärenburg ein. Wir suchen den Ort vergeblich auf der Karte. Sprechend meint der Oberst: „Den werden Sie auch nicht finden. Oberbärenburg haben wir unsere Ansiedlung vor uns auf dem Höhenlande gekauft. Dort sind unsere Leute in den schönen Mulden und im Walde in Hütten eingebaut, die aber unter der Erde liegen. Wir heißen sie auf den Höhen und senkrecht liegt der Feind. Die Truppen, die vorn in den Schützengräben liegen, werden zeitweise im Dunkel der Nacht abgelöst, damit sie sich von

den Strapazen im Schützengraben ausruhen können.“ Zwei Soldaten tauchen aus dem Gehölz auf; sie geben dem nächsten Dorfe zu. Uns fällt das Bündel der Trinkflaschen auf, die sie tragen. „Die Leute holen Trinkwasser“, erklärt unser lebenswürdiger Führer. „Vorn bei den Schützengräben und auf Oberbärenburg ist kein Wasser; jeder Tropfen muß 1½ Stunde weit hergeholt werden; auch bei uns im Dorfe gibt es kein Wasser, das muß mit dem Automobil herbeigebracht werden. Das machen wir nun acht Wochen mit. In der ersten Zeit litten wir sehr unter Wassermangel. Man konnte sich absolut nicht waschen. Das Wasser, das man hatte, reichte kaum, um Tee zu kochen. Um uns ein wenig das Gesicht zu reinigen, haben wir den Tau von den Bäumen abgegriffen.“ Und indem er auf seine Uniform zeigte, fährt der Oberst fort: „Aus diesen Sachen bin ich seit acht Wochen nicht herausgekommen. Jetzt, ziehe ich nachts wenigstens die Stiefel aus. Die Herren vorn bei den Schützengräben können sich nicht einmal diese Bequemlichkeit leisten.“ Während wir über eine Halde stehen, weist der Oberst auf grüne Flecke im Felde: „Das ist ausgewaschener Faser. Hier hat ein Auswagsgesetz der Franzosen stattgefunden und hinter diesen grünen Büscheln haben die Franzosen gelegen. Das war ihre Schützengrabenlinie. Sie sehen hier auch die von Granaten ausgewühlten Erdböden. Hierher führen sie regelmäßig. Sie können jeden Moment hierher schießen. Sie vermuten nämlich hier einen Beobachtungsposten, der aber anderswo glänzend camouliert ist.“

3. Sanatorium Oberbärenburg.

Vor einem Baume machen wir Halt. In Mannshöhe ist eine Holztasche daran befestigt mit der Aufschrift: „Sanatorium Oberbärenburg. Chef: Oberstabsarzt Dr. Schmidt.“ Ein verhältnismäßig junger Arzt mit lebhaftem Temperament macht uns hier die Aufwartung. Er zeigt uns hier die kleinen Wohnungswunder, welche die Pioniere in den Kreideböden geschlagen haben. Von außen wird nicht vermutet, was hier der Erdboden birgt. In einem kleinen Waldchen ist sogar ein Pferdchall unter freiem Himmel angelegt. Der feindliche Flieger wird von oben doch nur das Waldchen sehen, selbst der wertvolle Lazarettwagen ist seinen Blicken verborgen. Die Deckungen, die in die Behausungen führen, könnte man für Maulwurfslöcher halten. Erst wenn man näher hinsieht, nimmt man zwei, drei Stufen wahr, die zu einer, kaum meterhohen Tür führen, durch die man in das Zimmer der modernen Höhlenmenschen tritt, die dieser Krieg geschaffen hat. Mit äulser Bewunderung betrachtet man diese Braven, die tagelange hier an einem selbstgegründeten Tisch hocken und auf den Ruf warten, der sie wieder in die Schützengräben führt. Ein Fleckchen, darauf Erde von Rand bedeckt — das ist die Zimmerdecke. In einer Ecke ist ein wärmender Kamin improvisiert; durch ein Erdloch zieht der Rauch ab, das ist auch der Rauchraum der Mannschaft. Eisenstäbe, welche auf den Viehweiden in der Nähe gefunden wurden, dienen als Stütze. Darauf wird Wasser gekocht. Die kleinen Bretter an den Erdwänden sind heute reichlich belegt. Unter den vielen Paketen sind Zigarettenstücken in der Mehrzahl. Gekümmerten Liebesgaben aus der Heimat. Und heute ist man doppelt fleischig beim Kartenzeichnen an die Lieben. Ich krieche wieder aus der Erdböde heraus. Die Soldaten nennen diese Wohnungen ihre „Schwalbennester“. Herr Dr. Schmidt zeigt mir die Verheide, in denen die Mannschaft des Nachts schläft und schließt mich dann in einen kleinen, in den Kreideböden ausgehauenen Raum. „Sie müssen sich doch noch mein Appartement ansehen! Das ist das allermodernste — beinahe sicher gegen Vorkreuzer. Auf den Baumstämmen über unseren Köpfen liegt noch 1½ Meter hoch die Erde. Hier in der Ecke schlief ich. Da — zwei Meter weiter — neben dem kleinen Ofen ist mein Operations- und Operationszimmer. Und unter diesem aufklappbaren Fenster kann ich sogar meine Schreibarbeiten verrichten. Bis jetzt ist es sehr warm hier. Worauf ich schlafte? Natürlich auf Stroh. Hier auf dem Ofen, den mir unsere Pioniere verbrannt, kann ich Wasser kochen und Instrumente reinigen. Ich heize mit Holz und Tannenzapfen.“

Wir sprachen über die Widerstandsfähigkeit der hier liegenden Truppen. „Wir hatten bisher wenig Verluste“, meinte Dr. Schmidt; „die Leute sind in guter Stimmung und froh, der Gesundheitszustand ist ein vorzüglichlicher. Die Verpflegung ist auch eine sehr gute. Bis vor kurzem hatten wir ein ganzes Bataillon hier in Reserve liegen und die Verpflegung ging abwärts. Abends fuhren die Feldküchen im Schutze der Dunkelheit vor. Da bekommen die Leute Kaffee, manchmal auch Glühwein, viel Reis mit Rindfleisch oder Hammelfleisch. Die Küchen schlachten, was sie antreiben können.“ Während wir uns anderen Teilen Oberbärenburgs nähern, erzählt uns Dr. Schmidt, womit die dienstfreien Soldaten sich die Zeit vertreiben. „Wenn es schon ist, liegen sie in der Sonne. Das geht in den Schützengräben nicht. Dann werden sie jetzt zugewiesen zum Waschen nach dem nächsten Dorfe geführt, und um Bewegung zu haben, geht es noch eine Stunde weiter. Die Glieder werden im Schützengraben ja ganz steif.“ Ein Offizier, der mit uns nach Oberbärenburg kam, sagt jetzt Dr. Schmidt leiser ins Auge: „Waren Sie nicht auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Gymnasium?“ — „Natürlich — wir kennen uns doch von der Tanzstunde her.“ Ein kräftiger Händedruck. Und während beide sich ihres Wiedersehens freuen und von der Rosenzeit der Jugend schwärmen, beschäftigen wir das etwa zehn Minuten abseits liegende Brigadegemach: eine Blockhütte, die in einer Bergabhänge eingebaut ist. Ein kleines Gefäß wird uns als Kaffee vorgelegt. Die Ampel ist aus Kreide geschnitten, ein Sprachrohr führt hinaus aufs Feld zum Telefonhaken. Hier pilgert sich auch der Brigadier tagsüber öfter aufzuhalten. Heute geht es vor dem Brigadegemach besonders lebhaft zu. Auf einem Wagen, vor dem ein ausstrahlendes Kavalleriepferd gespannt ist, hält ein Marktfender seine Ware feil. Auch er ist Soldat und muß seine Waren bei der nächsten Marktfender-Station einkaufen. Die Leute, die in den umliegenden Gehölzen auf selbstgegründeten Bänken ruhen, umringen ihn. Das Gefäß blüht, die umgehängte Geldtasche des Marktfenders wird immer schwerer. Reinwardt, so ist der Name des modernen Marktfenders, ruft seine Tadeln aus: „Streichholz, Zucker, Schokolade, Seife, Zigarren, Briefmaterial, Zucker, Wurst, Fett, Bonbons, Strümpfe.“ Der Oberst tritt mitten unter die laufenden Leute. Er erkundigt sich nach den Preisen. Und der Marktfender bedeutet ihm, der kleine Profit komme wieder den Leuten vom Bataillon zugute. Wir wenden uns zum Gehen. Da bemerkt der Herr Oberst: „An dieser Stelle stand kürzlich der König von Sachsen. Wir haben den Platz „Bettinplatz“ genannt, und ein Beet aus Herbstblumen in Form eines Eisernen Kreuzes, von weißblühenden Kreidesteinen eingefaßt,

wurde zur Erinnerung angelegt. Der Name „Oberbärenburg“ wird in der Geschichte dieses Krieges fortleben, ebenso wie der des „Höhenlandes“. Das ist der Grund, in dem dort unten die Schützengräben liegen.“

4. Villa Einfiedelei.

In dreiviertel Stunden erreichten wir eine Waldung, an deren Rändern die deutschen Schützengräben zelehen. Hundert Schritte hinter den Gräben lagern Pioniere und Jäger. Die einen putzen Gewehre, die anderen sind beim großen Kleider-Reinmachen. Die Wege, die wir gehen, sind mit Granatenlöchern besät und weit im Umkreis ist der Boden weiß von der umhergespritzten Kreide. In einer Richtung ist ein kleiner Friedhof angelegt. Vorn ein einzelnes Grab, rückwärts eine lange Reihe. Alle mit Kieferkränzen bedeckt, alle mit den Hülsen französischer Granaten eingesäumt, wie es bei uns daheim am Allerheiligentage durch rote und blaue Delalier geschickt. Mitten auf den Gräbern liegen die Helme der Gefallenen. Auf dem Einzelgrab trägt ein schlichtes Holzkreuz die Aufschrift: „Hier ruht unser tapferer und lieber Kamerad Unteroffizier Walter Schönbach. 11. Kompanie. Er ruhe in Frieden!“ Ein Offizier macht uns aufmerksam, daß an den französischen Geschützen, die hier zum Graberschmuck wurden, die Zählungsräume fehlen. „Die haben unsere Soldaten nach Hause an ihre Bräute geschickt, welche sie als Armbränder tragen. Das sind Kriegsverlobungsringe, die den Mädchen in der Heimat behändig zufließen sollen: Hier wird geteilt und anderswo begraben.“

Der Nebel gestattete es, daß wir anfangs neben den Laufgräben gehen, welche zu den Schützengräben führen. Dann ein Sprung und wir stehen im Schützengraben selbst. Draußen, etwa 600 Meter entfernt, guden die Schichtarten der feindlichen Schützengräben hervor. Kein Schuß blüht auf — es ist alles friedlich und ruhig. Weshalb im Nebel Munition verschwunden? Ein „Leibziger“ Unteroffizier meinte zwar: „Die Härren Franzosen haben gewiß gehört, daß man den hohen Besuch von den Härren Orleansberichten erheben haben und da wollen sie gewiß nicht hören.“ Ich aber traute doch mehr dem Dazwischentreiten des Nebels. Nun liegen sich die Feinde hier schon acht Wochen gegenüber. „Da lernt man sich kennen“, bemerkt der Oberst. „Die Franzosen kennen unsere Stellung hier genau so, wie wir ihre. Wir wissen z. B., daß in ihren Schützengräben drüben bei Vaucellencourt Hindus liegen.“

Nun größten Teil berichtet hier wirkliches Stilleben im Schützengraben. Es gab eine Zeit, da wurde — so erzählen uns Offiziere — von 11 bis 1 Uhr mittags nicht geschossen. So wurde die Mittagspause respektiert und die Leute lagen beiderseits in der Sonne. Einmal warfen die deutschen Soldaten einen um einen Stein gewickelten Papierstreifen hinüber, auf dem die Worte standen: „Herzlichen Tag“, schickte heute nicht, unser Hauptmann hat Geburtstag — und wahrhaftig, die Franzosen haben an diesem Tag nicht geschossen. Auch von dem Fall von Antwerpen hat man den Franzosen in den Schützengräben durch eine Postkarte mit einem Steinwurf in Kenntnis gesetzt. Aber auch die Franzosen lassen von sich hören. Da fiel kürzlich eine „Proklamation“ in den deutschen Schützengräben, in dem wir standen. Sie war mit Schreibmaschinenschrift in deutscher Sprache gehalten und lautete wörtlich: „Wir senden Ihnen unsern besten Gruß. Kommen Sie zu uns, allein und nachsicher. Sie werden keinen Schaden von unserer Seite leiden unter der Bedingung, ohne Gewehr und mit aufgehobenen Händen heranzutreten. Bei uns werden Sie gute und hinreichende Verproviantierung sowie vollständige Ruhe finden.“

Die Gefangenen werden gut und freundlich behandelt. Hat man sie kennen lernen lassen, daß der Sieg der verbündeten Franzosen, Russen, Engländer, Belgier, Japaner und Hindustaner in der nächsten Zeit vollständig werden wird? Kommen Sie alle zu uns, Kameraden, und der Krieg ist zu Ende.“

Dieser freundlichen Aufforderung konnten die Deutschen natürlich nicht Folge leisten. Vorgehört feuerten die Franzosen wieder in die Schützengräben der Deutschen, weil sie dachten, diese zögen ab. Die Deutschen haben sich wieder nach ein paar französischen Gefangenen geflüchtet und zwei Tage so getan, als ob sie nicht mehr da wären. Einzelne französische Patrouillen kamen auch vor und sprangen ohnachts in die Schützengräben. „Wir haben sie mit Freude in Empfang genommen“, erzählte mir ein Offizier. „Und sie waren sehr zufrieden mit ihrem Schicksal und in ihren Auskünften sehr nett. Wir vertragen uns ja sehr gut mit den Franzosen — sobald wir sie haben.“ fügte er lachend hinzu.

Der vorerwähnte Unteroffizier aus „Leipzig“ lud mich nun ein, die Unterstände, in denen die Leute sich abwechselnd aufhalten, zu besichtigen. Ein kurzer Blick zuerst einem Offiziers-Unterstand, den Pioniere gezimmert haben. Ein Wirbelstamm, um den eine runde Tischplatte angebracht ist, trägt die Decke. Der Raum, der für den Kompaniechef im Schützengraben bestimmt ist, entbehrt auch einer Glascheibe nicht. An dem Baumstamm ist sogar ein Kerkhalter angebracht. Auch ganz komfortabel sieht es in den Mannschaftsunterständen aus. Ich muß mich wie ein Igel entrollen, um in den Raum hineinzukriechen. Man stellt sich eine kleine Schiffskabine vor. So groß ist ungefähr der Raum. Rechts und Links zwei Britischen, mit Kieferkränzen angepölkert, aber man darf nicht gerade sitzen, so niedrig ist das Kabinett. Auf den Britischen schlafen die Leute nachts abwechselnd, während die Wachtlosen im Graben durch kleine Schichtarten auf das Vorkfeld hinausspähen. Meine Gesellschaft in dem Unterstand sind ein Pionier aus Nizza und ein Kriegsfreiwilliger aus Leipzig. Die Unterhaltung mit ihnen ist wirklich erquicklich. Man hört aus ihren Worten nicht einen Moment den Unterton der Unzufriedenheit. Und die Leute liegen hier acht Wochen vor dem Feind. Drei bis sechs Tage liegen die einzelnen Abteilungen in den Unterständen, 24 Stunden dauert der Wachdienst des Einzelnen, natürlich mit Unterbrechungen. Die übrigen werfen, wenn es neblig ist, Gräben aus, nachts gehen sie zu sechs Mann auf Streifpatrouillen. 500 Schritte vor uns — erzählen sie — liegen tote Franzosen. Der Kriegsfreiwillige rückt näher gegen die Deckung des Unterstands, über welche eine Zeltbahn wie eine Portiere angebracht ist. Ich sehe nun, daß der Leipziger Jäger das Eisene Kreuz und die König Friedrich-August-Medaille trägt. Ich drücke ihm abschmähend die Hand. „Wofür erhielten Sie die Auszeichnungen?“ „Ich habe bei Sommer-Sonnens am 26. und 27. September, westlich von Chalons. Unter Reserve-Jägerbataillon mußte bei der Deckung des strategischen Rückzuges zusammen mit einer Kompanie Grandenzer Pioniere eine ganze Division der Franzosen auf dem linken Flügel zur Entwidlung zwingen. Wir Jäger waren nur 480 Mann. Wir schafften aber jeder

Für unsere Krieger „Vom Besten das Beste“

Feldweste „Protector“

ges. gesch.

Vorzüge: Aus allerbestem Material hergestellt! Warm gefüttert! Absolut wasserdicht! Sehr leicht!Der **Hauptvorteil** der Weste besteht darin, dass dieselbe **trotz des warmen Futters** als **Feldpostbrief** versandt werden kann.Protector I: Mark **36.—** bis **38.—**,Protector II: Mark **29.—**.Protector III: Mark **19.50.**

Zur Bestellung genügt Angabe des Brustumfanges.

Versand direkt an den Truppenteil gegen Voreinsendung des Betrages.

Nur echt mit dem Stempel „Protector“.

Alleiniger Hersteller: **P. A. Stoss Nachfl.**, Taunusstrasse Nr. 2.
Erstes Spezialhaus für Artikel zur Krankenpflege.

Marcus Berlé & Cie.

Gegründet 1829 Bankgeschäft Gegründet 1829

commanditiert von der Deutschen Vereinsbank, Frankfurt a.M., seit 1873

Fernspr. 26 u. 6518

Wilhelmstrasse 38

Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren

Provisionsfreie Girokonten

Verzinsliche Geldeinlagen

Kredite in laufender Rechnung

Schränkfächer

unter Mitverschluss der Mieter (im grossen neu-erbauten Stahlkammer-Gewölbe).

So was Gutes



wie die **Kuckuck-Glocke** gibt es so leicht nicht. Wir haben sie. Unversäumt sollten Sie sich daher nach Sturm-vogel erkundigen. Neueste Fahrradmodelle mit Ringlager u. Dauerschmierung. Nähmaschinen aller Systeme, haltbare Pneumatiks, gute Laternen, Pedale, derbe Ketten und viele Neuheiten. Fordern Sie den Katalog. Unsere Vertretung G.R.1b ist lohnend. G.R.1a

Deutsche Fahrradwerke Sturm-vogel
Gebr. Grüttner, Berlin-Halensee 232.

Erhöhung des Einkommens

durch Versicherung von Leibrente bei der Preussischen Renten-Versicherungs-Anstalt.

Sofort beginnende gleichbleibende Rente für Männer:
beim Eintrittsalter (Jahre): 50 | 55 | 60 | 65 | 70 | 75
jährlich % der Einlage: 7,248 | 8,244 | 9,612 | 11,496 | 14,196 | 18,120
Bei längerem Aufschub der Rentenzahlung wesentlich höhere Sätze. Frauen erhalten wegen ihrer längeren Lebensdauer weniger.

Aktiva Ende 1913: 124 Millionen Mark.
Prospekte und sonstige Auskunft durch **Chr. Limbarth** in Wiesbaden. Kranzplatz 2. J 16

Weihnachten im Felde!

Als Versandkuchen empfehle meine so beliebten

Christstollen

aus bester Butter und prima Zutaten hergestellt, daher als Weihnachtskuchen im Felde sehr geeignet. Nur die Angabe der Adresse genügt. Versandkartons sind in meinem Geschäftslöke vorrätig.
Fritz Bossong, Hoflieferant, Kirchgasse 58.

Mein Herren- und Damen-Frisier-Salon

Ist vollständig der Neuzeit entspr. eingerichtet. Meine Haararbeiten sowie meine Haar- und Kopfhaut-Pflege haben Belohnung. Veldestes Friseur- und Perücken-Geschäft am Plage.
W. Sulzbach, Hofdamenfriseur, Bärenstr. 4.

Bekanntmachung.

Vom 15. November 1914 ab gelangen die Kurhaus-Abonnementkarten für das Kalenderjahr 1915 zur Ausgabe.
Die Preise sind folgende:

- A. für Einwohner
die Hauptkarte 30 M.,
die Beilarte 12 M.
B. für Bewohner der Nachbarorte
die Hauptkarte 40 M.,
die Beilarte 20 M.

Die Karten berechtigen bereits vom Tage der Erlangung ab zum Befuche des Kurhauses.

Auf Wunsch erfolgt gebührenfreie Zusendung.

Wiesbaden, den 4. November 1914.

2358

Stadt. Verkehrsbüro

Preiswerte Angebote in Liebesgaben für unsere Krieger.

Grosse Auslagen praktischer Gegenstände, für Liebesgaben besonders geeignet.

Unterzeuge — Wollwaren.

Kopfschützer . . . Stück 1.75, 1.45, 1.25, **95.5**
Ohrschützer 65, **55.5**
Halstücher, gestrickt Stück **1.25**
Leibbinden 1.75, 1.45, **95.5**
Schlupf-Leibbinden, gestrickt 2.75, 2.45, **1.45**

Militär-Strickwesten 6.85, 4.75, 3.45, **2.65**
Militär-Sweater 10.50, 8.50, **6.85**
Westen, imprägniert 7.50, **4.75**
Kopfschützer, imprägniert 2.35, **1.95**

Lungenschützer 1.45, **95.5**
Normalhemden 4.50, 3.75, 2.65, **1.95**
Normalhosen 4.50, 3.75, 2.45, **1.45**
Militär-Futterhosen in allen Preislagen.
Pulswärmer Paar 85, 75, 65, **50.5**
Kniwärmer Paar 2.75, 1.95, 1.65, **1.25**
Handschuhe Paar 2.50, 1.95, **1.25**
Socken in allen Preislagen.

Verschiedenes.

Taschenlampen 1.75, 1.35, **95.5**
Aluminium-Trinkbecher mit Henkel **75.5**
Lanten-Feuerzeuge 75 und **20.5**
Ersatzlanten **10.5**
Feldbestecke, Löffel, Gabel zusammenlegbar **38.5**
Feldbestecke, Löffel, Gabel und Messer zusammen **1.25**
Tabakspfeifen Stück 95, 65, 43, **30.5**
Zigarren- u. Zigarettenspitzen von 25 5 an
Uhrgehäuse 40, 25, **20.5**

Lebensmittel

fertig verpackt in Feldpostbriefen.

Feldpostbrief, enthaltend 1 Flasche Rum oder Kognak **75.5**
Feldpostbrief, mit Asbach-Kognak . . . alt 1.00, echt **90.5**
Feldpostbrief, enthaltend 3 Beutel gemahl. Kaffee, portofrei **45.5**
Feldpostbrief, enthaltend 1 Tafel Schokolade, 1 Paket Erfrischungs-Bonbons **48.5**
Feldpostbrief, enthaltend 1 Paket Eucalyptus-Mentholbonbons **40.5**
Cefabu-Kaffee-Würfel m. Zucker, 12 St. 95.5, 5 St. **55.5**
1 Würfel Vollmilch m. Tee, Kakao od. Kaffee, 4 St. **95.5**
Sardellen-Butter, Oelsardinen, Fleisch-Paste, Milch in Tuben, Hartwurst, Suppenwürfel, Keks, Schokoladen, Pfeffermünz etc. zu billigsten Preisen, stets frisch.

Neu aufgenommen!

Zigarren - Zigaretten

fertig verpackt in Feldpostbriefen.

Zigaretten (fertig verpackt)
„Apis“ mit und ohne Mundstück . . . 100 Stk. **90.5**
Kelles „Gold“ 25 Stk. **42.5**, 100 Stk. **1.65**
Kelles „Graf Wedel“ 25 Stk. **68.5**, 100 Stk. **2.65**
Kelles „Kasino Gold“ 20 Stk. **90.5**, 100 Stk. **4.40**
Constantin Nr. 23 à 20, 50 oder 100 Stk., p. 100 Stk. **1.90**
Reitschul-Extra à 20, 50 od. 100 Stk., per 100 Stk. **3.80**
Laurens, Prinzizzo à 20, 50 oder 100 Stk., p. 100 Stk. **2.85**
Laurens, Watto à 20, 50 od. 100 Stk., per 100 Stk. **4.75**

Menes Freiherr von Kleidorf, 20, 50 oder 100 Stk., 100 Stk. **2.30**

Zigarren fertig verpackt, gute ausprobierte Qualitäten
5 Stk. einschliesslich Karton, 65, 55, 45, 39, 35, 30, 24.5
10 „ „ „ 1.25, 1.05, 85, 75, 65, 55, 45.5
25 „ „ „ 3.00, 2.50, 2.00, 1.75, 1.50, 1.25, 1.05.

Papierwaren.

Kriegsnotizbücher 22, 18, **8.5**
Taschentücher in Papier . . . 25 Stück **15.5**
Klosettpapier fürs Feld Paket **9.5**
Feldpostkarten 20 Stück **9.5**
Feldpostpapier . . . 10 Bg., 10 Umschl. **18.5**

Feldpostpapier mit Rückantwort
Mappe 5 Bogen, 5 Umschläge, 5 Rückantwortbriefe **22.5**
Kurzbriefe 25 Stück **55, 28.5**

Feldpostkartons für 5 kg Pakete **26—22.5**
mit Oeltuch **38.5**
Feldpostkartons für 50 bis 500 Gramm in allen Grössen.

Parfümerien und Lederwaren.

Feldpostbrief mit Kölnischem Wasser **1.10**
Feldpostbrief mit 2 Seifen, 1 Zahnpaste und Präservativ-Creme **75.5**
Feldpostbrief enthält Seifenpapier, Leukoplast-Creme, Schweißpulv. u. Mullbinde 1.25, **95.5**
Taschenklämme von **10.5** an
Kölnisch Wasser, kleine Flasche 45, 25, **15.5**
Heftpflaster-Leukoplast, billigst.
Präservativ-Creme 25, **40.5**
Seifen, gute Qualitäten 25, 15, **10.5**
Brustbeutel 75, 45, **25.5**
Uhr-Armbänder 1.35, 85, **65.5**
Tabaksbeutel 1.25 75, **65.5**
Zigarren-Taschen 1.65, 1.25, **95.5**
Brieftaschen 1.95, 1.35, **95.5**

Praktische Neuheit! Taschenlampe, schwarz lackiert, zum Anknöpfen, mit extra starker Birne Mk. **2.95.**

Besichtigen Sie unsere Schaufenster!

Warenhaus Julius Bormass

G. m.
b. H.

2403



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 7.

Wiesbaden, den 15. November 1914.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Im Dienste unserer Verwundeten“, von Johanna Weiskirch. — „Kathedrale und Vaterland“, von Rudolf Dieh, Wiesbaden. — „Feldpostbrief aus Belgien“, von Hans Fr. Blum. — „Sechs Söhne im Feld“, Erzählung von J. Gode. — „Ein französischer Ort im Taunus“, von J. Pöhr. — „Ganz anders“, Erzählung von Käthe Altwallfädd. — „Bildbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Lustige Gde“.

Zum Geleite:

Darf ich Liebe nennen und aussprechen als das Heiligste und Herrlichste, so muß auch der Haß sein heiliges Recht haben. Nur in Gott fehlen die Grenzen und die Gegensätze der Dinge; der Mensch ist da als Gegensatz und durch Gegensatz: er wird und er empfindet, findet und erkennt sich nur durch Gegensatz. Wo von höchsten Dingen geredet wird, von Wahrheit, Freiheit und Recht, ist die Mitte das Schlechteste.

E. M. Arndt.

Im Dienste unserer Verwundeten.

Von Johanna Weiskirch.

Es war kurz nach der Mobilmachung, die ersten Verwundeten aber bereits angekommen. Da kam ich an einem wundervollen Sommerabend, auf der Heimfahrt von Koblenz nach Braubach begriffen, kurz vor dem Niederlahnsteiner Bahnhof an einem Gebäude vorbei, von dessen Dach die Fahne mit dem roten Kreuz im weißen Felde wehte. Seitwärts von ihm, auf einem mit vielen Tischen und Bänken bestellten, überdeckten Raum, saßen junge Frauen und Mädchen in der netten, fleidsamen Tracht der Rote-Kreuz-Schwester, eifrig mit dem Stricken von Soldaten-Strümpfen beschäftigt. Und nicht weit von ihnen eine Gruppe älterer, gleichfalls beschäftigter Frauen in dunkler, unauffälliger Kleidung. Ein unendlicher Friede lag über der Stätte, der es einem schwer machte, an den Krieg zu glauben, der bald genug ihre Räume mit den verwundeten Söhnen des deutschen Vaterlandes füllen würde. In meiner Seele erwachte die heiße Sehnsucht, dann dort mitwirken zu dürfen. Aber wie dazu kommen? In der Krankenpflege war ich nicht ausgebildet, und ob ich noch Gelegenheit dazu haben würde, bezweifelte ich sehr. Aber sicher würde man auch Frauen für den Außendienst, der nicht klein sein konnte, gebrauchen. Die Frauen in den dunklen Kleidern ließen darauf schließen. Es kam auf einen Versuch an!

Bereits der nächste Tag sah mich auf dem Wege nach der Niederlahnsteiner Verbandstation, um mein Glück zu versuchen. Ich tat es etwas schüchtern und zaghaft, aber ich hatte Erfolg! Eine liebenswürdige Dame, die ich später als die unermüdlich tätige, umsichtige Leiterin der Lazarettküche kennen und schätzen lernte, nahm sich meiner und meines Wunsches an. Als ich am Abend, großer und tiefer Eindruck voll, nach Hause fuhr, trug ich stolz und beglückt im tiefsten Herzen, die Binde mit dem roten Kreuz am Arm.

Einer Weile saß ich dann, ohne Licht anzuzünden, in meinem Arbeitszimmer am offenen Fenster und ließ die wechselvollen Bilder der letzten Stunden an mir vorbeiziehen. Im magischen Licht des Vollmonds, der überm Rhein stand, leuchtete das Zeichen der Menschenliebe an meinem Arme auf, und da tat ich ihm und mir ein stilles Gelübde: ihm dienen zu wollen, dem heißgeliebten Vaterland und seinen Heldensohnen zum Dank!

Zwei Tage später trat ich meine Dienststunden an, und wurde freundlich willkommen geheißen. An diesem Tage hatte ich erst Gelegenheit, mich über die ganze Organisation informieren zu können. Da hörte ich denn, daß sie von den Vaterländischen Frauen-Vereinen Ober- und Niederlahnsteins unter dem Roten Kreuz ins Leben gerufen worden sei. Sie hatte sich bereits unter der energischen und zielbewußten Führung ihrer Leiterin bei der Mobilmachung auf den Bahnhöfen in äußerst reger Weise bei der Verpflegung der durchfahrenden Truppen betätigt und bewährt. Kein Krieger der dort der Weiterbeförderung harrenden Hilfe ist unerfrischet und ungestärkt seinem Bestimmungsort entgegengefahren. Zahlreiche Dankeskarten legen Zeugnis dafür ab. Sogar im Feindesland, zwischen Schlachten und Kugelregen haben sich unsere braven Soldaten der ihnen erwiesenen Liebestätigkeit dankbar erinnert!

Nach Beendigung der Mobilmachung war die Verbands- und Verpflegungsstation auf dem seit kurzem zum Bahnhofsgelände gehörenden Grundstück errichtet worden und nun in jegensvoller Tätigkeit.

Und ich durfte mithelfen!

Gleich am ersten Tag bot sich mir Gelegenheit dazu. Ein Verwundetenzug, ein langer, langer, lief langsam ein. Der erste, den ich sah! Da tat mein Herz rasend schnelle

Schläge und eine Erschütterung ohnegleichen packte mich. Ich schlich mich hinter die Feldküche, sie dort unbeobachtet niederzukämpfen. Unbewußt hatte ich mir den rechten Ort dazu ausgesucht: in der Feldküche wirtschaften einige mütterlich gute, einfache Frauen, von denen die eine mit einem gottgesegneten Humor begnadet ist. Aus deren Mund fing ich einige, im unverfälschten nassauischen Dialekt ausgesprochene, humoristisch-drahtische Bemerkungen auf, vor denen mir jählings die Tränen versiegt. Und einige Minuten später konnte ich zu ihr gehen und mir eine Kannendampfenden, duftenden Kakaos für die Verwundeten reichen lassen.

Etwas besangen trat ich an den Zug, an dem schon hunderte von Händen in Tätigkeit waren. Schon trugen die Sanitätsmannschaften die eines neuen Verbandes bedürftigen Schwerverwundeten auf bequemen Bahnen zum Verbandsraum, während die Leichtverwundeten, sich gegenseitig stützend, dorthin gingen. Viele wurden auch von zwei hochgewachsenen Männern mit geradezu frauenhafter Sorgfalt und Zartheit nach der Station getragen. Ich erfuhr, daß diese Männer, denen ich gerne was Liebes getan hätte, zwei große Wohltäter der ganzen Sache seien. Der eine, der Geistliche einer benachbarten begüterten Gemeinde, hat darin eine außerordentliche Liebestätigkeit für die Niederlahnsteiner Verbandstation organisiert. Oft, oft kommen der Pfarrer und seine freundliche junge Frau mit Körben und Kannen förmlich belastet und laden bei uns ab. Beide lernte ich also gleich am ersten Tag in voller Arbeit kennen. Neben der jungen Frau schenkte ich den Verwundeten meinen Kakao ein, wozu sie Bröckchen und Butterbrote verteilte.

Bei, wie das unseren tapferen Krieger schmeckte. Wie sie fröhlich und guten Mutes und trotz der schmerzenden Wunden grüßten und lachende Scherzreden mit uns wechselten. Das merkte ich gleich: traurige, sie bemitleidende Gesichter wollen sie nicht sehen. An joviell Mut lernt man sich beherrschen: ich packte mein Leid am Deutschlands zerschossene blühende Männerherrlichkeit in den tiefsten Winkel meines Herzens und trage es seitdem dort stille und verborgen.

Sie waren an dem Tage alle mit Blumen geschmückt, die von Chalons kommenden Sieger. In Koblenz hatte man sie damit beschenkt, und rührend war es, zu sehen, wie sie die Rosen und Nelken vor dem Zerdrücktwerden hüteten. Auch die Wagen zierten Blumen und Kränze, namentlich den, in dem auf weichem Lager ein junger Held lag, dessen Brust das Eisene Kreuz schmückte.

Immer wieder trat der weißbärtige leitende Arzt mit dem freundlichen Gesicht und den gütigen Augen an den Zug heran und fragte, ob keiner mehr verbunden sein wolle? Da tauchte immer noch einer aus der Tiefe eines Wagens hervor, der sich vor dem Lösen des blutverklebten Verbandes gefürchtet hatte. Die wohlwollende Stimme des Arztes machte ihm Mut, und auch die eben aus der Verbandsstube zurückkehrenden Kameraden: „Geht nur hinein und laßt euch verbinden, hier gehen sie sehr sanft mit einem um,“ sagten die, zufrieden lächelnd.

Ja, unsere Ärzte sind alle gut und freundlich, das sieht man ihnen schon am Blick an.

Der Zug hielt eine ganze Weile. Als alle gespeist waren, teilten wir zur Wonne der Krieger Zigarren, Zigaretten und kleine Muzzon-Pfeifen aus dem weißen Ton meiner Westerwälder Heimat, dem sogenannten Kannenbäckerland, aus. Ich hatte sie selbst mit feingeschnittenem Tabak gestopft und steckte sie den armverwundeten Soldaten in Brand. Dann ließen wir uns, während in der Station die letzten Verbände angelegt wurden, etwas erzählen.

Auch der freundliche Bahnhofskommandant trat zu den Wagen und ich hörte, wie ihm ein rheinischer Uebermut auf die Frage, wo er her sei, antwortete: „Ach, Herr Kommandant, ich sen bei Oche (Nachen) ze Hus, un do fahre ich och hin, dat ich bald wier (wieder) bei de Franzose komme. En Paris muß ich beim Einzug sen, söns gäht dat net ohne mich!“ Einer der rheinischen Jungens gab mir eine Feldpostkarte zum Besorgen in die Hand. Er zwinkerte:

„An mein Schätzche, awer Sie därfe emol lese, wet druff steht. Ebes von eme leckere Bützche!“

Die Postkarten waren an dem Tag ein sehr begehrter Artikel. Zwei angehende Studenten, die Söhne bei uns tätiger Mütter, machten sich um das Verteilen der Karten und Bleifedern, sowie um das Sammeln der geschriebenen Heimatgrüße sehr verdient. Aber auch das nie vergebene Anerbieten von Zigarren und Zigaretten ließen sie sich sehr angelegen sein.

Genau wie in den Tagen der Mobilmachung, waren die Wagen mit allerlei gereimten und ungereimten Aufschriften und Kreidezeichnungen bedeckt. Eben war ich dabei, mir einige besonders gelungene Verse zu notieren, als ein junger Soldat, aus dessen unwidelten und verlebtem Gesicht nur ein Auge, Nase und Mund hervorsahen, um eine Herzstärkung in Gestalt eines Eierkognaks bat. Ihm hatte eine Franzosenkugel die rechte Wange durchbohrt, war durch die Mundhöhle in den linken Kiefer und dann durch die linke Wange gegangen. Auf diesem Wege hatte sie dem Armen einen gesunden Backzahn verletzt, der ihm auf der Reise fast mehr Schmerzen gemacht hatte, als die Wunden. Die Entfernung des Zahnes war nicht so einfach gewesen, und ihm war's schwach geworden. Daher seine Bitte um die Herzstärkung. Ich brachte sie ihm. Als er sie getrunken, meinte er lachend: „So, nun kann's meinetwegen wieder losgehen. Lieber heut als morgen wieder ran an den Feind. Ich kann's kaum abwarten!“

Ich sah auch gleich am ersten Tage ein Dum-Dum-Geschloß, das einem der armen Kerle eine Armwunde zur Franse riß. Die Verwünschungen, die von des, unter qualvollen Schmerzen zuckenden jungen Sachsen Lippen kamen, waren grauig, aber gerecht. Mit der unzerlegten Rechten hatte er an die Türe seines Wagens geschrieben:

„Wartet nur, für die Dum-Dum schießen wir euch klein und krumm; Paßt mal auf, ihr Rastelbinder, euch holt alleamt der Schinder!“ An einen Wagen trat ich, in dessen Türe einer lehnte, den eine schwere Fußwunde kampfunfähig gemacht hatte. Als Stütze benutzte er einen Schrubber, den er sich aus Frankreich mitgebracht hatte. „Den hebe ich wie Gold auf. Der soll meinen Enkeln und Urenkeln noch, wenn ich schon lange nicht mehr bin, von den glorreichen Augusttagen des Jahres 1914 erzählen,“ sagte er zu mir.

Ein anderer, ein verwundeter Spatzvogel, spannte ein aus einem französischen Schloß stammendes grüneisenes Schirmchen aus Urgroßmutterzeiten, ein sogenanntes „Knäderschen“, über den mit Verbandgaze unwidelten Kopf und wehte sich mit einem geschnittenen Elfenbeinfächer Kühlung zu, damit er, wie er sagte, keinen Sonnenstich bekäme. Wieder ein anderer zerriß lachend einen ihm seither als Armschlinge dienenden feinen Seidenschal und verteilte die Stücke zum Andenken an die Schlacht bei Sedan. Einen köstlichen Anblick aber boten mehrere der Verwundeten, als sie, ihre zerschossenen Waffenröcke lüftend, mit eleganten Spitzen und Bändern verzierten Damenhemden auf der rauhen Kriegerbrust enthüllten. „Die han mer uns, weil unsere vor Dred alleine standen, aus einer feinen Villa mitgenommen“, erklärte einer, und ein zweiter zeigte sogar ein sich an seinem verwundeten Bein sonderbar ausnehmendes, mit echten Valenciennes Spitzen verziertes Damenbeinkleid.

Ich merkte aus dem allem, daß der Humor unserer Truppen unter den Schreden und Entbehrungen des Krieges nicht im geringsten gelitten hatte, daß er noch genau so frisch sprudelte wie in den Tagen der Mobilmachung.

Mitten in unsere fröhliche Unterhaltung hinein rief es zum Einsteigen. Die Verwundeten wurden, so weit sie nicht bis zur Genesung nach der Heimat beurlaubt waren, nach Marburg und Gießen gebracht. Es mußte schnell gehen, da bereits ein anderer Verwundeten-Zug gemeldet wurde. Und noch etwas wurde gemeldet: ein großer Sieg über die Russen! In dem Augenblick, da der Zug sich unter den brausenden Hurrarufen der Verwundeten in Bewegung setzte, trugen jubelnde Glockenstimmen von den Türmen die stolze Kunde übers Land und den Rhein. Das sind unvergeßliche Eindrücke, die einem heilige Schauer über die Seele jagen!

Der nunmehr einlaufende Zug brachte verwundete Franzosen. Da irgendwo im deutschen Vaterlande deutsche Frauen bei der Verpflegung des Feindes ihrer Würde vergessen haben sollen, ist dieses Amt den im Dienst des Roten Kreuzes stehenden Männern übertragen worden. Ich konnte also nur aus der Ferne meine traurigen Beobachtungen machen. Ein unendliches Erbarmen ergriff mich angesichts dieser elenden Gestalten, die von unseren Ärzten und Sanitätern freundlich versorgt wurden. Einige von ihnen waren schon unterwegs gestorben und in Koblenz aus dem Zug genommen worden. Auch dieser Verwundeten-Zug war nach Gießen bestimmt.

Nach seiner Abfahrt begaben wir uns zur Einnahme unseres Nachmittags-Kaffees nach unserem „Salon“. Hm, ja: dieser „Salon“ war ehemals ein Eisenbahn-Wagen, der schon seit längerer Zeit Bahnarbeitern als gelegentliche Unterfunksstätte gedient hat. Die kleinen Fenster erfüllen nur zum Teil ihren Zweck: sie lassen wohl das Licht, aber keine Luft in den „Salon“, denn sie sind sorgfältig verklebt und verkittet. Die Ventilation geschieht deshalb durch die bei jedem Wetter offene Tür, was bald die Eine, bald die Andere von uns verschluckt macht. Bei geschlossener Tür kann man's im „Salon“ nur aushalten, wenn der Wind wie ein Gassenjunge durch die klaffenden Ritzen seiner Wände pfeift, was ich bis heute schon manchmal erlebte. Aber am ersten Tage meiner Tätigkeit schien die Sonne strahlend hinein und vergoldete den kreuzbeinigen Tisch und die ditto Bänke. Und da entdeckten meine staunenden Augen dicht unter der Decke des Wagens eine elektrische Birne; für mich ein untrüglicher Beweis, daß im „Salon“ das Licht stets die erste, und die Luft die zweite Rolle gespielt hat. Die Birne hat uns seitdem manchmal beim Stricken der Soldatenstrümpfe geleuchtet. Notabene: wenn sie wollte!

Aus diesem „Salon“ rief uns, ehe die Sonne überm Rhein flammend zur Rüste ging, und mit ihr mein erster Tag beim Roten Kreuz, noch einmal die Pflicht. Es galt, einen fast lautlos wie auf Gummirädern einlaufenden Lazarettzug mit Erfrischungen zu versorgen. Mit blassen müden Händen, aus denen Rosen und Asten in fatten Farben leuchteten, grüßten und winkten uns die schön gebetteten Verwundeten durch die offenen Fenster und lächelten uns entgegen. Es waren sehr schwer Verletzte unter ihnen, aber kein Klage- oder Schmerzenslaut traf mein Ohr. Auch den übrigen Tag über hatte ich kein Stöhnen vernommen!

Ein großes ehrfürchtiges Staunen ob solcher Helden war in mir, als ich am späten Abend nach Hause fuhr, um die Bilder vom Tage in meinen Traum mitzunehmen.

(Schluß folgt.)



Kathedrale und Vaterland.

Von Rudolf Diez, Wiesbaden.

Glück dem, der ein steinern Wunder
Und vergangner Zeiten Plunder
Nicht zu opfern heut' erlaubt,
Während rings die Meuchelbande
Uns die Blüte deutscher Lande
Mit Spöddit und Dum-Dum raubt,

Höher als die Wundermale,
Als die schönste Kathedrale
Heut' dem deutschen Herzen steht:
Eines deutschen Vaters Sehnen,
Einer deutschen Mutter Tränen,
Einer deutschen Braut Gebet.

Laßt die Mörser und Haubizen
Rücksichtslos aufs Ganze blizen,
Wenn Verrat dahinter stand.
Tod den Mauern und der Meute!
Unerfeglich ist uns heute
Nur das deutsche Vaterland!

Feldpostbrief aus Belgien.

Von Hans Fr. Mund.

Vor dem Ariea 1866 hatten wir die erste starke Annäherung der Vlāmen, die seit der Zeit der französischen Revolution den Zusammenhang mit dem Reichsgedanken verloren hatten. Später haben uns die achtziger Jahre die gewaltige Wiederaufrichtung des Vlāmentums gebracht, aber als sie die Zusammengehörigkeit mit den Niederdeutschen suchten, waren sie noch weit zurück, ahnten kaum das starke Wiederaufleben ihres Stammes und seiner Mundart.

Es ist das Schicksal der Deutschen gewesen, ihre Einigung wider ihren Willen zu vollziehen, in endlosen Bruderkämpfen, die die Welt vor ihrer Hartnäckigkeit erbeben ließen. Nach 1870 haben wir uns mit den Essānern aufs Mut bekämpft, mußten Jahrzehnte wieder aufbauen, was wir selbst zerstört hatten. Das Jahr 1914 hat das gleiche erschütternde Bild im Norden gebracht. Einer der raffereinsten deutschen Volksstämme der in seiner Mundart die Sprache Eise von Neppons am urwüchsigsten erhielt und nichts anderes ist als ein wirklicher Zweig des Plattdeutschen (im Gegensatz zum Friesischen des Holländers), wird nach verzweifeltstem Kampf niedergeworfen, und es wird manches Jahr nötig sein, bis er im deutschen Gedanken aufzugesungen sein wird.

Ich traf den alten, wackeren Domherrn vor der Kathedrale von Mecheln, und wir haben viel hin und her gesprochen, über dies und das, über das Vlāmentum und seine Zukunft. Aber seine Blicke wanderten immer wieder traurig zu dem Turm, an dem deutlich die Wirkung der Geschosse zu sehen war.

Englischer Geschosse, wohlverstanden! So wie die Engländer sich nicht scheuten, Antwerpen der deutschen Beschießung auszuweichen, um einen unbequemen Nebenbuhler zu vernichten, ebenso hat England sich geschaut, zunächst einen internationalen Lärm über die angebliche Verstärkung Mechels durch die Deutschen zu erheben und, nachdem man die Stadt eingenommen hatte, selbst die Geschütze auf die Kathedrale zu richten. Wir haben lange, lange darüber gesprochen, und ich habe wie selten dem tiefen Zwiespalt der betrogenen Belgier ins Herz gesehen. Er hat mir auch eine umfangreiche Erklärung darüber aufgesetzt, daß unser Artilleriefeuer sich darauf beschränkt hätte, den belgischen Beobachtungsposten vom Turm der Kathedrale zu verschrecken und nahezu gar keine Beschädigungen verursacht habe. Erst als die Engländer kamen.

Die Stimmung der Belgier hat sich tatsächlich erheblich geändert. Sie haben's den Briten gründlich verübelt, daß sie Antwerpen haben beschießen lassen, und wenn man auch nicht dem „Humen“ gleich die Hand drückt, so warnte der wackere Domherr doch ernsthaft, fürderhin den Engländern über den Weg zu trauen. Er habe nun keine Erfahrungen!

Hätt' er's doch drei Jahre früher gesagt!

Auch scheint unser Verhältnis zur rein vlāmischen Bevölkerung um Gent und Brügge bei unserem Vormarsch nach Westen sich recht gut zu gestalten, und wenn der eitle Brüsseler Parteiführer und der gefallüchtige Wallone des Ostens sich noch gar zu gern in der Rolle des Retters des Vaterlandes gefällt, haben wir in der ruhigen, abwägenden vlāmischen Bevölkerung wirkliche Sympathien gefunden. Natürlich erst jetzt, nach dem Verrat Antwerpens. Man findet sich in sein Schicksal, richtet sich ein, deutlich zu werden und sucht aufrichtig, der Sache die gute Seite abzugewinnen.

Der Zufall brachte es, daß uns ein Feldpostbrief mitten ins brennende Mecheln ein Gedicht Klaus Groth's sandte:

„Du düttche Stald, du edle Fründ,
Du frei und stolt Gemoth,
Di lev un gröt id, — nimm min Hand:
Bün Kind vun't sülvve Mlod!“

Der vlāmische Dichter Pol de Mont an Klaus Groth.

As druck en Broder mi de Hand,
De wet, der lunt in't Vaderland,
As wenn en Naver mi begröt,
So klingt mi, iunge Fründ, din Reed.

Dat is de Ton, wona id söcht,
Dat sünd de Reeder, tru un echt,
Dat is de Klang, as id em hör,
Do id as Kind bi Moder weer.

Uns egen Slach! Uns egen Mlod!
Mi is, as weer dat Hart mit avot! —
Du Jüngster, red mi mol de Hand:
Willtam' int plattdütsch Volsienland!

Klaus Groth.

Und dann, nach all den ernsten Gedanken wieder ein Anblick, der das Herz im Leibe laden ließ.

Verstimmte Marine.

Sogar der biedere Domherr hat große Augen gemacht und wunderlich den Kopf geschüttelt. Sogar sieht man nicht alle Tage. Aber Janmaat hat's denen da drüben grüßlich gegeben und war bei Belgieren und Engländern so etwa das, was der Vater bei den Franzosen ist. Im Bergesfeld war, — Herrgott, man sieht doch nicht, wo die Kugeln hineingehen. Aber als er die Kerls erst richtig bedängen konnte und das Bajonnett aufklopfen durfte, was so'n Wirt von Entermesser ist, und als er dann wußte, daß die drüben richtige Briten, — leibhaftige, die nicht länger auf und davon waren, —

Es sind nicht viele Engländer, die zu Hause erzählen können, wie unsere Matrosen an der Reihe gekämpft haben, und was die englische Flotte erwarten mag.

Aber Meist muß Meist bleiben, — sagt Janmaat, und die Gefühle, zwischen denen er sich geschlagen hat, betrachtet er als eine Art Eigentum, als gute Preise. Und weil die Hintenwärtler bisher auch mit Gänzen umzugehen verstanden, hat er sie angelockt und ins Saloppian nehmen lassen. Und nun zieht Janmaat hoch zu Masse vorzueilen, hat kaum einen Seitenblick für die Zukunft, die zu Fuß vorbeizieht, und sieht sich auf den Füssen, als hätte er ein paar alte Planken unter den Füßen. Und weil Musik dabei sein muß, kommen die Matrosen-Habiere heraus, eine Harmonika nach der anderen, — wie'n Allentänder Hochzeitsmann.



Sechs Söhne im Feld.

Erzählung von J. Gode, Köln.

Der Brunnerbauer hat sechs Söhne. Mädchen hat er auch, aber die zählen jetzt nicht mit, denn man spricht vom Krieg.

Wenn man in dem entlegenen Erdwinkel nur Gewisses hätte erfahren können! Der alte Brunner studierte jetzt zwar seine kirchlich konfessionierte Zeitung mit doppelter Aufmerksamkeit, aber sie erzählt immer nur von einer Vergeltung für den Fürstentum an der serbischen Grenze. „Es schon eine Saubagsch, dieses Serbien!“ Und seine Phantasie arbeitet sich aus, wo Serbien wohl liegen muß, daß es so gottverlassene Menschen hat, und wie wild die ausschauen müssen, wenn sie im Herzen schon so viel Wildheit haben.

Seine Alte sagt ihm am Feierabend, daß die Fremden drüben in den Hotels in Scharen abreisen, er aber brummt: „Das sei'n Oesterreicher, uns geht's nix an. Morgen wird wieder ein Tag zum Heuen. Tu' mit spintisieren. Schau, daß d' Keut zeitig bei der Arbeit sind, daß wir fertig wer'n, 's Korn braucht uns bald.“

Bernhigt will die Alte gerade gehen, da reißt dem Stadtrat Bauer sein Sohn, der auf Urlaub vom Militär da ist, die Stubentür auf und ruft: „Adieu sagen komm' ich. Mir Urlauben sind zurückberufen, es wird ernst. Ich muß schau'n, daß ich den letzten Zug derwisch', also lebt's wohl und auf Wiedersehn!“

Die Brunnerbäuerin ist völlig starr vor Schrecken. Sie bringt kein Wort hervor, ihr ängstlicher Blick sucht die Augen ihres Mannes. Der ist langsam und schwer aufgestanden. „Also ernst wird's!“ Er begleitet den Burschen hinaus.

Der Brunnerbauer hat sechs Söhne. Grundverschieden sind sie, aber alle miteinander kreuzbrav. Sie sind wie die Felsen so gliederhart und wie ihre Heimatluft so frisch und klar, und vom Vater haben sie alle die trotzig Ehrlichkeit, die im Boden wächst und als Segen der Erde dem Bauernfleisch wird. Aber sie sind doch verschieden, die sechs Brunnerbuben, denn zwei davon sind studierte Herren.

Der Älteste ist der Gregor. Er bekommt einmal den Hof. Er ist stark wie eine Hochwaldtaube, er hat Weib und Kind, und wenn es Sprengungen hoch oben in den Bergen gibt oder gefährvolle Legungen von Wasserleitungen über Schluchten und wildes Gesein, dann holen sie ihn.

Nach ihm kommt der Karl. Das ist derjenige, der Geistlicher hat werden sollen und der den Mut gehabt hat, rechtzeitig abzuschwenken, wie er merkte, das Herz war nicht dabei. Der Tag, an dem er dem Vater gesagt, daß er nicht Pfarrer werden will, sondern Jurist, steht blutrot in aller Erinnerung, und heute noch wundern sich die Brunnerleute, daß sie ihn ohne Katastrophe überlebt haben. Auf sich selbst ganz allein angewiesen, hat der Karl in München weiterstudiert. Eisenhart ist dem Vater sein Schädel gewesen, keinen Groschen hat er dem Sohn gegeben. Daß er den Sinn nicht für den Herrgottsdiens gehabt hat, er hat's verwunden, aber um als ein Student in der Stadt herumzulaufen, dafür hat er seinen Buben nicht großgezogen. Ein Bauer war der Karl, und daheim gab's ehrliche Arbeit genug. Eines Tages aber schlug der ganze Groll des Alten in sündhaften Stolz um: der Karl war als königlicher Rechtspraktikant heimgekehrt. Sakra! Hat da der Alte Augen gemacht! Und hat ihn gleich im Nimenprozeß wider die Nachbargemeinde zu Rat gezogen.

Weil man den Herrgott aber doch nicht so einfach um den versprochenen Buben hat betrügen können, so hat der Michael für den untreuen Bruder einspringen müssen. Gestragt ist er nicht viel worden, er mußte halt das Gelübde der Eltern einlösen. Er hat sie dadurch glücklich gemacht, und dies Bewußtsein wird ihm Halt gewesen sein, wenn je seine Wünsche abgeschweift sind.

Und dann war da der Sepp. Der war auch verheiratet und hatte ein paar herzige Buben; und dann der Thomerl, ein ganz junger Chemann. Holzknichte waren sie beide und verdienten dem Vater in schwerer Arbeit hoch oben in den Bergen manchen Taler. In der Ernstezeit aber halfen sie alle, außer dem fernen Pfarrer, dem Vater und juchzten hinaus in die Sonnenwelt, denn es galt ja der Heimat Erde, die sie geboren und ernährt.

Aber der jüngste Brunnerbub tat auch nicht mit. Das war ein ganz moderner! Ein schier unverständlicher Kopf, der rein zu glauben schien, daß er ein zweites Leben zu verleben habe, wenn ihm das eine in seinem Malefizberuf z'sammdrückt worden ist: ein Chauffeur war er, ein königlicher Postchauffeur, und just in dem Kriegsjommer fuhr er jeden Tag dreimal das Fremdenauto am Elternhaus vorüber und winkte immer und rief auch wohl einen Gruß. Aber der Alte konnte sich nur schwer daran gewöhnen, daß das wirklich sein Bub ist, der sich so laudum einer Majestätsanerkennung. War das eine vertrackte Welt geworden! —

Wie der Alte jetzt wieder einmal so verträumt vor sich hinschaut, liegt seine Alte seine Gedanken und fragt ihn: „Wer kommt zerscht dran?“ Der Bauer tut völlig erstaunt: „A so! Na, der Chauffeur mein' ich. Aber sie werd'n's schon selber wissen, ich mag nit fragen.“

Zwei, drei Tage vergehen; viel Arbeit ist da und es ist, als ob sich alle verdoppeln möchten. Gest greifen die Hände, straff spannen sich die Muskeln, schwankend fahren die hochbepackten Heuwagen in die Scheune, und die untergehende Sonne fängt mit ihren Strahlen den Duft aus dem Heu und ein kühler Wind trägt ihn leicht durch das Tal.

Da faust das Postauto daher und der Brunnerbub fährt es. Er hält vor der Scheune und leucht außer Atem: „Nicht's euch z'samm, die Mobilmachung ist da!“ Und schon rast er weiter mit seiner Botschaft, hinter sich Schrecken, Sorge, Angst zurücklassend, als kärgert den Sensenmann, der unermüdlich seine Sense schärft zur großen Ernte, um sich das reife, blühende Leben und die Schönheit der Welt, die der Herrgott den Menschen zur Freude geschenkt hat.

Am Brunnerhaus blieb's einen Augenblick lautlos still. Erwachten sie aus einem Traum oder begannen sie jetzt erst schwer zu träumen? Da Klang des Vaters ruhige Stimme: „Sagt's der Mutter noch nicht. Jetzt weiter, zwei führen müssen noch 'rein, dann könnt's Feierabend machen, Buben.“ Und wieder biegen sich die Rücken unter den Lasten, wieder tönt das ermunternde Hil und Hoi für die Pferde, und der Sepp sieht wie roth in seinen jauchzenden Buben als Krone auf den Wagen. Aber die Sonne ist untergegangen und Abend will es werden.

Die Brunnerbäuerin geht schon um acht Uhr schlafen. Sie ist stets die Erste und füttet um vier Uhr schon das Vieh, weckt dann die Leute, kocht den Kaffee und das Mus, und geht dann um sechs Uhr gemächlich zur Kirche mit dem Bewußtsein, das Uhrwerk daheim in Gang gebracht zu haben. Nachdem sie an dem Abend alle miteinander gebetet hatten und die Mutter sich die Finger am Weihwasser genetzt hatte und mit einem „Schlaf's gut“ gegangen war, da sagte der alte Brunner: „So, jetzt kommt's her zur Lampe mit eurem Papierlein, daß ich seh', wen's zersch't trifft.“

In der Fensterede steht der große Luthertisch, darüber hängt im Winkel der Herrgott am Kreuz, ein paar Heiligenbilder um ihn herum und blühender Esen, der sich an ihm emporkrankt. Die Lampe wird tiefer gehängt, damit der Vater besser lesen kann. Der Schein fällt auf seinen grauhaarigen Kopf; mit der einen Hand hält er die große Hornbrille, mit der anderen verfolgt er Zeile um Zeile auf den Papieren. Er liest halblaut vor, und seine Söhne sitzen um ihn herum und hören schweigend zu. Ein jeder hat etwas Liebes, aber mit unbarmherziger Hand halten sie ihr Herz fest.

Da fliegt die Tür auf und der Jüngste, der Chauffeur, tritt herein: „Die letzte Nacht will ich daheim schlafen.“

„Ich hab' mir eh' denkt, daß du als Erster drankommst,“ sagt der Vater und schaut für einen Augenblick auf, „und der Karl und der Thomerl gehen glei' mit dir. Bis die nach Lindau kommen, wird's Zeit auch für sie. Und übermorgen is' der Sepp an der Reih'.“

„Und dein Staatskonkurs?“ fragt jetzt die Schwester, die Burgei, den Karl. Er sieht sie an. Wie im Fieber jagen Erinnerungen an Ehrgeiz, Fleiß, Hunger, Trost an ihm vorüber. „Aus is' s,“ sagt er und tut einen Gang durch die Stuben.

„Und mein Weib, meine junge, blutjunge Christel,“ schreit's im Thomerl, und auch dem Sepp beginnt ein heißes Weh den Atem zu versetzen.

Nun aber erhebt sich der Vater und sagt: „Antel's nieder, Bub'n, tun wir beten.“ Und sie knien in der Stube nieder, die harten, weitergebräunten Gesichter, barfuß, auf ihren nackten Knien. In ihrer Mitte steht der Alte, die Hände fest verschlungen, und ringt mit dem Herrgott um seines Lebens ganze Freude. Dann versinken die murmelnden Stimmen und der Vater sagt: „So, jetzt geht's schlafen, ich werd's halt noch der Mutter sagen.“

Ein silberner Mondschein liegt über dem Tal. Gewaltig ragen die Riesenschatten der Berge in den besenkten Himmel; Friede atmet die Natur. Dann — ganz allmählich — beginnt ein heller Schein im fernen Osten den Himmel zu färben. Klarer treten die Umrisse der Felsen und die Wipfel der Bäume aus der Dämmerung hervor. Ein Raufschrei auf, ein Vögeln erwacht zwitschernd aus dem Schlaf. Dann ist es noch einmal still, nur tief unten rauscht der Wildbach. Und als wehre der alte Tag dem Neuen, unbekanten den Eingang in das ruhig atmende Tal, senkt sich wieder Nebel in die Niederungen, und Tag und Nacht kämpfen länger als sonst um die Herrschaft.

Durch das Brunnerhaus schlürfen die Schritte der alten Bäuerin. Zuerst sieht sie nach dem Vieh, dann setzt sie reichlich Kaffee zu, und dann steigt sie hinauf in die Kammer der Bub'n. Leise geht sie von Bett zu Bett und sieht jeden einzelnen lange an, und sie meint, ihre Kisse werden zu Blei. Wie sie aber wieder an der Tür steht, ruft sie mit harter Stimme, als gälte es den täglichen Weckruf zur Arbeit: „Bub'n, aufsteh'n! Ihr müßt's beichten geh'n.“

Die Sonne hat gesiegt, und durch den leuchtenden Morgen mit dem taufrischen Gras gehen die Brunnerkinder mit ihren Kindern. Von der Ernte sprechen sie, vom Wetter, von der Reise zum Regiment, von diesem und jenem Bekanten, von dieser und jener Begebenheit. Dann kommt das Kirchlein in Sicht. Die Glocke läutet!

Aber in der Kirche werden heute andere Worte gesprochen als sonst. Am Altar kniet die kraftstrotzende Jugend der Berge und empfängt den Segen, und der alte Pfarrer senkt noch einmal die Worte des ewigen Glaubens an einen

allgütigen Herrgott in die jungen Herzen, der es so oder so zu ihrem Besten leiten wird.

„Braucht's eure Häuser, Leut', macht euren König und Land Ehre, aber bleib't Christenmenschen und werdet nicht grausam.“

Die Kirche leert sich. Zu Füßen der Mutter Maria kniet die Brunnerbäuerin. Ihre Buben schreiten an ihr vorüber und reichen ihr schweigend die Hand. Beugend machen die alten Hände das Kreuz auf den jungen Stirnen. War ihr einer so lieb wie der andere, und schien ihr doch jeder besonders ans Herz gewachsen. „Vergeßt nit aufs Beten, Bub'n! Kommt's wieder heim.“ — Und sie winkt ihnen, zu gehen und bleibt zurück in der Kirche.

Noch eine knappe Stunde. Noch rasch alle Liebesgaben der Schwestern in den Aussäcken verpackt und schon ist das Auto vor dem Brunnerhaus.

„Bleib't's g'sund,“ ruft ihnen der Vater noch nach, und rasch geht's dahin. Nicht umsehen, nicht winken, nur kein Herzweh erwecken! Noch eine Biegung des Weges und schon ist das Brunnerhaus verschwunden. Jetzt geht's am Kugelhauer vorbei, dann an der Sägemühle, nun noch der Felsen und dann kommt das Dorf in Sicht und das Kirchlein. Die Brunnerbuben denken in dem Augenblick alle dasselbe, an die Mutter, die dort drin für sie betet. Die Huppe ertönt. Jetzt zuckt die Betende wohl zusammen, jetzt, weiß sie, fahren ihre Buben dahin. Aber sie rührt sich nicht. Ihre Augen schauen zur Mutter Gottes auf und ihre Lippen beten und bitten: „Sei gut zu meinen Kindern!“

Weit draußen in der Ebene hebt und senkt sich die Brust rascher. Tatendrang und Vaterlandsliebe, Pflichteifer und Jugendmut jagen das Blut durch die Adern. Alte werden wieder junge, Junge werden besonnen und reif.

Kein Berg ist so hoch, kein Tal so einsam, daß nicht das Echo der Weltgeschichte zu ihm dringe. Und Steine und Bäume und Wiesen und Felder, die Tiere im Wald und die Vögel und Fische, die hochragenden Felsen und der wildtösende Bach horchen auf den Pulsschlag der großen Zeit. Buben, eure Heimat ist stolz auf euch! Bleib't's g'sund!



Ein französischer Ort im Taunus.

Von J. Böhr.

Etwa fünf Kilometer Gehzeit von Bad Ems v. d. O. gelegen, liegt der Ort Friedrichsdorf an der Bahnstrecke Domburg-Friedberg bzw. Domburg-Wehrhahn, das im Jahre 1685 von einer Anzahl französischer Familien gegründet wurde. Diese Ansiedler gehörten zu den Huguenotten, die durch das Edikt von Nantes aus Frankreich vertrieben wurden und bei den deutschen Fürsten Aufnahme und Schutz suchten. Wie der große Kurfürst in Berlin, so gewährte auch der Landgraf Friedrich II. von Hessen-Darmstadt mit dem silbernen Wein, der bekannte Sieger von Bebel, den Flüchtlingen Franzosen, die durch die hohe Kultur ihrer industriellen Fähigkeiten einen Schatz für jedes Land bedeuteten, freundliche Aufnahme. Die Bewohner der Nachbarorte sollen die eingewanderten Huguenotten, die eine fremde Sprache redeten und ihre eigene Sitten hatten, zunächst für „Negrier“ gehalten und als feilsche Wesen gemieden und verachtet haben, aber der kluge Landgraf nahm sich ihrer an, gab ihnen bestimmte Sonderrechte und ludte sie an sein Land zu sesseln. Bei Gründung der französischen Niederlassung befanden sich elf Weber, fünf Spitzenhändler, drei Schmiede, zwei Lohgerber, ein Kammmacher und noch verschiedene andere fleißige und geschickte Handwerker.

Ansangs lebten die Auswanderer noch immer die stille Hoffnung, in ihr Vaterland zurückkehren zu können; sie sahen sich jedoch hierin getäuscht. Als sich nach zehn Jahren ihres Hierseins ihre Hoffnung nicht erfüllte, erbauten sie sich auf dem Boden, der ihnen geschenkt worden war, feste Häuser und ließen sich endgültig an. Die kleine Huguenottenkolonie nahm eine stille, aber regenreiche Entwicklung. Als fromme Leute hielten sie die alten Festtage der Heimat und arbeiteten in ehrsüchtigem, emsigem Fleiße für ihr eigenes Gedeihen und das Wohl des neuen Vaterlandes. Die auf dem Pfarramt aufbewahrte

Chronik, die sorgsam geführt wurde, erzählt von den mannigfachen Berührungen, in die die kleine Gemeinde mit den großen Weltereignissen kam. Hundert Jahre nach der Gründung zählte Friedrichsdorf außer Werkstätten und landwirtschaftlichen Gebäuden 89 zumeist sehr wohlgebaute Wohnhäuser, die von 624 Personen bewohnt wurden. Daß die Industrie sich gut entwickelte, geht daraus hervor, daß sich 34 Fabriken im Ort befanden. Während die französischen Revolutionärsarmeen die Stammesgemeinschaft achteten, hat bei den napoleonischen Kriegen auch Friedrichsdorf schwere Opfer bringen müssen. Nach dem Kriege von 1806 kam die Gemeinde mit der Landgrafschaft, die wegen dem Ableben des letzten Landgrafen in demselben Jahre an das Großherzogtum Hessen-Darmstadt fiel, an Preußen. Im Jahre 1870 kämpften 30 Nachkommen der alten Emigranten in hervorragender Weise gegen das Vaterland ihrer Ahnen, und in dem gegenwärtig uns aufgezungenen Kriege wird sich diese Zahl bedeutend vergrößert haben.

Landgraf Friedrich II. hatte das Französische der Kolonie sorgfältig erhalten und verbot auch alle Heiraten mit den umliegenden Deutschen. Vom Jahre 1740 ab heirateten jedoch immer mehr Deutsche die Töchter der Emigranten und machten sich in Friedrichsdorf ansässig. Alle Amtshandlungen der Bürgermeister wurden in französischer Sprache geführt, in der Kirche wurde französisch gepredigt und in der Schule französisch unterrichtet. Der Pastor Sauvin, der hier von 1808 bis 1883 seines Amtes waltete, verabreichte noch jedem Jungen, den er deutsch sprechen hörte, ein paar Ohrfeigen. Bis in die heutige Zeit hinein predigte der Pastor, der ein französischer Schweizer ist, Sonntag vormittags französisch, und die Kinder in der Schule werden auf Wunsch ihrer Eltern noch französisch unterrichtet. Eine hier bestehende Lehranstalt (Institut) wird von deutschen Jünglingen aus nah und fern besonders wegen Erlernung der französischen Sprache stark besucht. Von den nunmehr auf ungefähr 2000 Einwohner angewachsenen Friedrichsdörfern sind zum wenigsten drei Viertel ganz deutsch. Der französische Schriftsteller Duret, der in Frankfurt erfuhr, daß sich im Taunus eine Gemeinde seiner heimatischen Kultur und Sprache befände, reiste nach dem idyllisch gelegenen Dörfchen, in dem er zunächst den Pastor aufsuchte, um von ihm Auskunft über die Geschichte dieser Ansiedlung zu ermitteln. Derselbe stellte hier fest, daß nach dem Jahre 1870 die Bewahrung französischen Wesens in ihrem Abnehmen begriffen sei und auch die Kenntnis der französischen Sprache allmählich aufhöre. Nur die letzten Ueberreste der alten Vergangenheit schimmerten ihm bei seinem Besuch noch aus alten Gesichtern deutliche Spuren ihrer Abstammung aus der Picardie und der Dauphiné entgegen. Gelegentlich des Besuchs bei dem greisen Patriarchen des Dörfchens, des 80-jährigen Vaters Adard, fand Duret den echten Typus eines Bauern aus der Dauphiné mit der freien und kühnen Miene dieser Männer, den lebhaften kleinen Augen. Als er ihn begrüßte, sprach er ein schönes, fließendes Französisch, das durchaus den Akzent der Dauphiné zeigte. Die Familie Rousselot bewahrt heute noch den von einer Taube gekrönten Filsaertab auf, mit dem der Urahn die Reise von Coiffons in Isle de France aus im Jahre 1687 machte, sowie eine Tabaksdose. Auch der Name Bontm, ihres Zeichens Uhrmacher, sowie andere Namen haben sich erhalten. Gestalten von ehrwürdigen Seemannsgesichtern, von weißen Härten umrahmt, erinnern an die französische Heimat. Im allgemeinen haben sich die Bewohner von Friedrichsdorf, nach Angabe des Pastors, dem deutschen Wesen völlig angepasst; das einzige Rassenmerkmal soll sich in dem lebhafteren Temperament gegenüber den Deutschen zeigen. Die französischen Eigenheiten stehen auf dem vollständigen Aussterbeetat: ein französischer Name verschwindet nach dem andern, ein Charakterkopf stirbt dahin und ein anderer folgt ihm nach, der Tag ist nicht fern, wo der letzte Rest der französischen Herkunft verschwunden ist.

Durch die hohe Kultur ihrer industriellen Tätigkeiten, besonders durch Wollewebereien und Hütefabrikation, haben es die armen Vertriebenen aus Frankreich hier zu einem gewissen Wohlstand gebracht. Als noch die Schafzucht im Taunus in hoher Blüte stand, wurden von den Familien in stundenweiter Entfernung bedeutende Mengen Wolle nach Friedrichsdorf gebracht, wo dieselbe zu geschmackvoll gemusterten Kleiderstoffen gewoben wurden. Gerade billig arbeiteten die Friedrichsdorfer Weber — für die damalige Zeit — nicht, doch konnte mancher Familienwater viel Geld ersparen durch das Verweben der eigenen, damals billigen Wolle, und seine meist weiblichen Angehörigen erhielten solide Bekleidungsstoffe.

Zum Schluß sei hier auch das Erfinders des Telefons, Philipp Reis, der hier als Lehrer wirkte, gedacht. Derselbe war der Sohn eines Bäckers in Gelnhausen. Er sollte Kaufmann werden, fand aber während seiner Lehrzeit in einem Frankfurter Farbwarengeschäft wenig Geschmack zu diesem Beruf und wandte sich dem Studium der Physik und Chemie zu,

wozu er durch die Vorlesungen Böttgers, des berühmten Erfinders der Schießbaumwolle, angeregt wurde. Während der Ausübung des Lehrerberufs in Friedrichsdorf kam er auf den Gedanken, daß die Vorgänge, wie sie in unserem Ohr stattfinden, um uns den Schall zum Bewußtsein zu bringen, sich mit Hilfe des elektrischen Stromes nachahmen lasse. Der Versuch gelang in der Tat. Reis zeigte seine Erfindung am 21. Oktober 1861 in Frankfurt einem größeren Kreis von Gelehrten und Laien; aber wieder blieb es einem Amerikaner, dem Lautstimmlehrer Graham Bell, vorbehalten, nach 15 Jahren die deutsche Erfindung in einer allerdings erheblich verbesserten Form in der Verkehrswelt einzuführen. Philipp Reis ist in mitleidigen Verhältnissen gestorben.



Ganz anders.

Erzählung von Käthe Altwallstädt.

Stoßend hatte die schlanke Siebzehnjährige die Bitte vorgetragen, die ihr selbst so kühn erscheint. Nun schweigt sie und wagt in kindlicher Bescheidenheit weder die alte Dame anzuschauen noch den bunten, hübschen Papagei, den sie, die kleine Kunstnovize, so sehnsüchtig zum Modell begehrte.

Aber mit einem feinen Lächeln greift die silberhaarige Frau Albers schon nach dem Käfig mit dem leuchtenden Vogel.

„Eigentlich,“ sagt sie und blickt dabei freundlich hinein in die aufstrahlenden dunklen Mädchenaugen, „gehört er ja meinem Sohne. Doch glaube ich kaum, daß er etwas dagegen hat, wenn Sie, mein liebes Kind, unsere Laura ein bißchen mit hinaufnehmen in Ihre Wohnung. . . . Adieu, meine Laura! Laß dich recht schön abzeichnen von dem Fräuleinchen da. . . . hörst du? Sei ein artiges Modell!“

Oben in dem hellen Nordzimmer, wo es nach Terpentin und Firnis riecht, wo die kleine, braune Staffelei steht, wo alle Wände bedeckt sind mit fleißigen Zeichnungen, mit tastenden Farbenskizzen, sitzt Eiselotte in ihrer leinenen Malschürze.

Ihre Hände ruhen. Sie hat Besuch bekommen. Ein heiteres, blondes Mädchen, sonnig und frisch wie die Morgenstunde, lehnt an dem Tisch, auf dem der Käfig steht und ländelt lachend mit dem Papagei.

„Ein drolliges Kerlchen!“ ruft sie lebhaft und läßt ihr silbernes Kettenarmband in den Bauer hineinhängen.

„Ja, er macht Spaß,“ sagt die andere versunken, wendet den Kopf mit den dunklen Scheiteln zum Fenster und läßt träumerisch den Blick hinschweifen über die Dächer und Kirchtürme der tiefer gelegenen, sonnenbeschiedenen Stadt.

„Weißt du, Hildegard,“ meint sie nach einem Weilsen, „wenn ich auch den ganzen Tag über eine so öde Arbeit tun müßte, wie der da unten, ich glaube, ich hielte mir auch irgendein Tier zur Unterhaltung. Sicher! Sonst hielt ich's nicht aus!“

„Sprichst du von Frau Albers' Sohn? Na, hör' mal, Eiselotte! Die öde Arbeit, die der tut, die täte mancher gern für ihn. Mein Vetter sagt, der ist einfach zu beneiden. . . . Schon geht Profurist bei Brudberg!“

Eiselotte schweigt. Und wenn die ganze Welt der Freundin recht gibt, sie selbst bedauert eben doch im stillen den Herrn des bunten Vogels — ihn und alle die andern armen Menschen, die nichts sein sollen als Ameisen unter Ameisen, die der nüchternen Arbeit des grauen Alltags, der farblosen Pflicht ihr Leben opfern müssen, die nicht durchglüht vom edlen Rausch der Kunst, durchströmt von ihrer Schaffensfreude auf Erden wandeln müssen. . . .

„Herr Albers soll übrigens sehr nett sein,“ plaudert die blonde Freundin harmlos weiter. „Gerda führt es. Sie kennt seine Mutter. Du, Gerda scheint dich sehr darum zu beneiden, daß Albers' jetzt hierher ins Parterre gezogen

sind. Na, wer weiß! Bequem zum Kennenlernen habt ihr's jedenfalls. Das nette Gärtchen um die kleine Villa hier herum! Ihr habt den Garten doch gemeinsam, nicht?"

Mit einem wortlosen Lächeln, mit einem heiter-spöttischen Blick nur antwortet Eiselotte der Fragerin. Dann zuckt sie verächtlich die Achseln und wendet den stolzen Kopf dem Fenster wieder zu. Von neuem verliert ihr Blick sich in schimmernde Fernen. Ihr junges, offenes Gesicht verrät, was sie denkt.

Heiraten? Lieben? Als ob es nichts Herrlicheres gäbe, nichts Höheres! Was ist denn Liebe? Vergänglich ist die Liebe — sagt man nicht so? Unvergänglich aber ist die Kunst. Ewig ist die Kunst . . .

In den dunklen Augen flammt es leise auf mit gläubigem Schein . . . das Licht der Ekstase . . . das heilige Feuer. Aus dem dunklen Auge strahlt in ungebrochenem Glanz der Uberschwang der ersten Jugend.

Nie, nie wird Eiselotte es verstehen, daß Liebe ein Herz hinwegzulocken vermag vom Dienst jener ewigen Göttin, der ungeteilt das ihre schlagen wird für alle Zeit. Nie, nie!

Ihr selber unbewußt bewegt ein leises Lächeln überlegener Gewißheit ihre feinen, stummen Lippen.

"Eiselotte," sagt halblaut die Freundin, die das Minenspiel beobachtet hat, "du bist wirklich seltsam. Ich kenne auch noch andere Mädchen, die malen oder die studieren . . . aber so wie du ist deswegen doch keine . . . du bist ganz anders als wir alle . . . ganz anders!"

"Ja," sagt in heiterem Stolz das kleine Mädchen in der Malstube. Unwillkürlich hebt sie den Kopf höher und reckt die Schultern gerader. Das weiß sie wohl, das fühlt sie selbst, daß sie ganz anders ist als die anderen . . . ganz anders!

Ein Sonntag ist der nächste Tag! Und was für ein köstlicher Sonntag! In dreierlei Farben blüht im Garten der Glieder. Eiselotte steht auf dem Rasen und plündert die Büsche. Sie will einen großen Strauß hinaustragen in ihr Malzimmer. Ein Blumenstück steht vor ihrem Auge, herrlich und zart. In stillem Entzücken bricht sie Rissen um Rissen — rötlich-violette hier, kühler getönte bläuliche dort. Und die schönsten von allen, die schimmernden weißen? Umsonst langt sie danach; sie blühen zu hoch. Die Schönsten, Duftigsten, Herrlichsten kann sie allein nicht fassen. Da muß ihr jemand helfen.

Und es kommt einer und hilft ihr — — —

"Ich danke Ihnen, Herr Albers."

"O bitte, gnädiges Fräulein!"

"Ich muß Ihnen auch noch für etwas anderes danken. Ihre Frau Mutter . . ."

"Hat Ihnen meine Laura geborgt? Das hat mir Spaß gemacht," sagte der hübsche, schlanke Mann mit einem herzlichen Lächeln. "Die Malerei ist nämlich, ich will es nur gestehen, eine alte Liebe von mir . . . eine unglückliche natürlich."

Mit jäh erwachtem Interesse heftet Eiselottes Blick sich auf das sympathische Männergesicht, aus dem ein Paar ruhige, graubraune Augen mit freundlicher Milde auf sie niederschauen.

"Die schöne Skizze . . ." stammelt sie fragend, "die Weidenlandschaft? . . ."

"Die in Mutters guter Stube hängt? Ja, die stammt noch her aus dem schönen Jahre, in dem ich ausschließlich für solche Dinge leben durfte."

Lächelnd sagt er es. Und zu Eiselottes großer Verwunderung ist sein Lächeln garnicht wehmütig oder schmerzlich, sondern heiter und friedlich.

"Oh!" sagt dennoch das kleine Mädchen leise, langgedehnt, als Ausdruck ehrlichsten Bedauerns.

Da werden die freundlichen Züge des Mannes ernster, geschlossener. An dem Mädchen vorüber schaut er hinaus in die Weite, als wolle sein Blick hineindringen in entschundene Jahre.

"Sie meinen, es wäre schade, gnädiges Fräulein? Ich glaube nicht mehr daran. Ich . . . will Ihnen nur dies eine sagen: Für zwei, drei Menschen war es von größter Wichtigkeit, daß ich wieder praktisch wurde; da bin ich's

natürlich geworden. Zwei, drei Menschenleben . . . darüber vergeht einem das Bedauern."

Das reise Lächeln umspielt nun wieder seinen Mund. Zu Eiselotte kehrt sein Blick zurück. Und da sieht er auf ihrem bleichen Gesichtchen eine so tiefe Bewegung, daß sanfte Rührung ihm still ans Herz greift.

"Mein gnädiges Fräulein," sagte er leise und weich, "das ist garnicht so schwer, wie Sie denken . . . Die Kunst ist groß, die Pflicht ist größer . . . Das ist garnicht so schlimm, wie Sie denken!"

Nicht in die Malstube trägt Eiselotte ihren Gliederstrauch. Heimlich, verstohlen, ohne ihn jemand zu zeigen, stellt sie ihn auf ihrem kleinen Schlafgemach — — Und als der Abend niedersinkt, da ist der stille Raum ganz erfüllt von süßem Duft — da ist ein junges Herz ganz erfüllt von süßer Demut — da lehnt am Fenster träumerisch ein kleines, sehnüchtes Mädchen — und ist garnicht anders als andere, garnicht anders . . .

Und der Glieder duftet . . . Der Abend dunkelt . . . Am Himmel flimmert ein schöner, ein herrlicher, alter Stern . . . am Himmel leuchtet die Venus.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Stille Helden.

Wir ehren unsere Helden draußen im Felde. Wir achten ihren Mut über alles. Leicht vergessen wir darüber die anderen Helden und Heldinnen, die nicht von sich reden machen, deren Mut wir nicht aus ihren Taten erkennen, aus ihren Leiden. Aber ihre Leiden sind vielleicht schwerer zu tragen, als die unserer Krieger. Sie kämpfen, sie gehen mit frischem Tritt dem Feinde entgegen, sie packen ihn, und wenn sie fallen, dann ist es mitten im Handeln. Die anderen Helden aber, die ich meine, sie dürfen nicht handeln. Sie müssen ihr Leid auf sich zukommen lassen. Sie leben es hereintreten. Sie können ihm nicht entfliehen, wie sie es nicht gesucht haben. Die Väter und Mütter und Schwestern, die Frauen unserer Krieger, ihr Heldenmut ist der schwerste. Sie gehen herum, zu Hause, täglich hören sie von den Dingen da draußen, sie wissen, in dieser Stunde kann unser Held schon gefallen sein, aber wir erfahren es nicht. Sie scheuen sich zu lachen, denn schon kann der Grund ihrer Tränen da sein. Sie wagen nichts zu tun, nichts zu beginnen, sie machen keine Pläne, denn sie wissen nicht, ob nicht jetzt schon der läßle Rasen den Geliebten da draußen deckt. Ihr Heldenmut hat begonnen, wie sie ihn fortlicken. Und er dauert bis zu dem Tage, wo sie ihn wieder in ihre Arme schließen dürfen. Es ist ein Heldenmut ohne Taten, aber darum umso bitterer.

Sie könnten es nicht ertragen ohne einen festen Glauben an Gott, der die Gesichte des Menschen zum Besten lenkt, an das Schicksal, das jeden trifft, wie es soll und muß. Sie finden sich damit ab, mit dem steten bohrenden Angstgefühl. Sie gewöhnen sich daran, wie ein Mensch sich an etwas gewöhnt. Vor allem, weil sie es nicht ändern können. Ein Aufbäumen gegen ein Schicksal, hat ja nur da Sinn, wo es sich ändern läßt. Sonst heißt es, sein stillhalten und hoffen.

Zu Hause alles richten, als könne er morgen gesund und munter wieder hereintreten. Daß er es dann finde, wie er es wünschen mag. Ihm draußen das Herz nicht schwer machen mit Klagen und ihm das handelnde Heldentum erleichtern durch die Gewißheit, daß daheim vorgefragt wird, daß er nicht umsonst kämpft und blutet.

Da können wir alle den Helden helfen, draußen und drin. Wir müssen vorsorgen, daß die Heimat gesund bleibt, die Dinge ihren ruhigen Gang gehen, auf daß, wenn sie von dem Kampf zurückkehren, alles gerichtet ist.

Wir sollen die Helden draußen bewundern, denen daheim nicht klagen helfen. Trifft sie das Schlimmste, dann sollen wir sie beglückwünschen, denn sie haben das Opfer gebracht, das das Schönste ist, weil es der Gemeinamkeit diene.

Die Helden draußen schmücken wir mit dem Kreuz aus Eisen. Wir sollen auch denen daheim, deren Herz verbluten mußte, ein Zeichen geben, daß sich alle anderen in Ehrfurcht vor ihnen neigen, wenn sie es sehen.

Nachbars Fritschen.

Des Nachbars Fritschen kommt daher,
Zur Seite hängt ihm das Gewehr;
Den Kopf stiert von Papier ein Helm,
Und hinten hängt dem kleinen Schelm
Aus kurzen Höschen, ei der Daus,
Ein Bispielfchen vom Hemd heraus.

Ich lach ihn aus, so laut ich kann,
Das eber sieht den Frits nicht an;
Er geht ganz kolt an mir vorbei
In strammem Schritt: eins, zwei, eins, zwei,
Und singt, in Tönen nicht ganz rein:
„Lieb Vaterland, laßtst ruhig sein!“

Johanna Weiskirch.

Aus dem Buche der Natur.

Drecheit des Edelmarkers. Der Edelmarkder, der „deutsche Sobel“, das wertvollste und dabei seltenste Pelz- wild deutscher Wildbahn, ist ein arger Räuber, aber als Bekämpfer des schädlichen Eichhörnchens und anderer Nager in weitgehendem Maße auch wieder nützlich. Von einem geradezu erschrecklichen Uebergriff dieses nächtlichen Räubers berichtet ein vertrauenswürdiger Bachmann auf jagdzoologischem Gebiet, Philippot, im „St. Hubertus“, Köthen. Am 23. November 1913 stürzte sich nach wilder Flucht vor den Augen mehrerer Forst- warte und Waldarbeiter auf Revier Radnalaioassalva in Sieben- bürgen ein geringer und sehr schwächlicher Rothirsch von sechs Enden in die goldene Bistritz. Der Hirsch durchdrang den Fluß, und als die Leute heraufsprangen, flüchtete von der Drossel des Hirschens ein starker Edelmarkder fort. Nach kurzer Zeit wäre der schon gänzlich erschöpfte Hirsch seinem Angreifer erlegen. Auch Viegel haben schon Hirsche angegriffen, ohne jedoch Ver- leihungen herbeiführen zu können, wie der Edelmarkder mit seinem wohlbewehrten Gang. Im jagdlichen Schrifttum steht der obige Fall bis jetzt einzig da.

Aus fernen Zonen.

Kaukasische Frauen. Es ist ein Gemeinplatz, es ist eine Schulweisheit, es ist ein ethnologisches Dogma: sie sind schön, die Frauen des Kaukasus. Sie haben die Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, die dem altgriechischen Ideal entspricht, sie haben die lipigen Haare, die weißen Zähne, das zarte Intarnat, die wohlgeformte Gestalt, und das alles in vorbildlicher Zusammen- stimmung zu dem einzigen Ideal: Schönheit. Sie haben Grazie und Lieblichkeit, ihre Bewegungen sind von selbstver- ständlicher Anmut, von natürlicher Vornehmheit. Die präziöse Haltung, das feine Mienenpiel, der edle Gang, das sanfte und bescheidene Gebahren, alles das, was in anderen Ländern als ein Resultat langer Erziehung oder als Abschluß eines Zucht- verfahrens zustande kommt, das ist hier reine, vorhandene Na- tur, gemeinsames Menschengeheimnis. Kein Unterschied in dem allem zwischen dem einfachsten Landmädchen und der hohen Ge- sellschaftsdame. Vielfach ist noch das Nationalkostüm vertreten. Es ist ein seidenes, glattes Schleppkleid mit nach vorn hängen- den Gürtelschleifen aus breitem blauem Bande. Die Kau- kasierin schmückt sich mit Stirnband und Schleier, sie trägt lange an den Wangen herabhängende Locken, in breiten Bösen fällt das Winterhaupthaar über dem Rücken herab. In ihren kleinen, weißen Händen hält sie eine Schür von Bernsteinfingeln, die sie unauslöschlich durch die Finger gleiten läßt. Was der Spanierin ihr Däuer, das ist der Kaukasierin die Perlenkette: ein Na- tionalornament. Sie haben alle, die Frauen Kaukasien, einen lebhaften Gang für die europäische Kultur und Bildung. Schulen und Gymnasien gibt es in Menge und der Andrang ist in jeder Gesellschaftsschicht ein gleich großer. Eine Belesenheit, ein Interesse herrscht unter ihnen, wie unter den fleißigsten ihrer westeuropäischen Schwestern. Nach der lauren Tagesarbeit erholen sie sich bei der Lektüre eines französischen oder russischen Romans, sie lesen Zeitungen und Revuen, sie vertiefen sich in wissenschaftliche und philosophische Abhandlungen, die ihrem Verständnis noch zugänglich sind. Natürlich, wer es unter ihnen kann, der besucht irgendeine Universität. Bei aller Vor- liebe für die westliche Kultur und bei den vielen Vermischungen mit andersartigen Völkern hat sich doch die Ursprünglichkeit ihrer Naturanlagen erhalten. Wie sie gehen und stehen, wie sie

grüßen und lächeln, wie sie Gäste empfangen und bewirten, diese Gemessenheit und Würde, nein, das bringt keine Erziehung fertig, das ist der Vorprägung eines begnadeten Volkstiemperaments und einer natürlichen Volksbegabung.

(Nach Vertha v. Suttner: „Kaukasien“.)

Was die Großmutter erzählte.

Ein armer Mann war einem Reichen den Zins schuldig und konnte ihn nicht zahlen. Deshalb bat er seinen Herrn, ihm den Zins zu schenken. Der Reiche sprach: „Ich tue es nicht. Stieh', wie Du ihn bekommst!“ „Ach Gott“, sagte der arme Mann, „wo- her soll ich's nehmen?“ „Ha“, sagte der Reiche, „was frag' ich darnach? Stieh' es!“ Der arme Mann merkte sich diese Rede wohl und ging nach Hause: als es nun Nacht wurde, nahm er eine Leiter und lehte sie an des Reichen Speicher, trug ein paar Mal Korn herunter, bis er schließlich dabei ergriffen und vor ein Malefizgericht gestellt ward. Der Reiche klagte ihn des Diebstahls an, und der Arme entschuldigte sich damit, daß er erzählte, wie er ihn stehlen geheißen habe. Er hätte dazu keinen besseren Ort gewählt, als eben bei dem Reichen. Wie das die Richter hörten, fällten sie ein gerechtes und billiges Urteil und entschieden, daß der Reiche das Korn, das er den Armen habe stehlen heißen, selbst wieder in seinen Speicher tragen und jedesmal nicht mehr nehmen sollte, als der Arme genommen habe. Wenn dann das geschehen sei, so solle der Arme frei und ledig sein, ohne alle Strafe.



Luftige Ecke.

„Doktor, ich fühle mich ganz schauerhaft. Ich kann nichts essen, ich kann nicht schlafen, kann nicht —“ — „Ich kann Sie heilen“, sagte der Doktor, „wenn Sie meinen Rat befolgen wollen. Gehen Sie hin und bitten Sie sie, Sie zu heiraten.“

„Gnädige Frau, die Feder von Ihrem Hute, kommt mir an- dauernd ins Auge“, sprach der Mann in der Menschenmenge. Die Dame drehte sich um, warf ihm einen Blick zu und fragte: „Warum tragen Sie denn keine Brille?“

„O, Willi! Willi!“ rief die Mutter entsetzt und beklam- merten Lones aus. „Wie oft habe ich dir gesagt, nicht mit dem unartigen Müller-Jungen zu spielen!“ — „Nami“, entgeg- nete Willi, der sich in einem bedauernden Zustande befand und ein ara zerhacktes Gesicht aufwies, „siehe ich so aus, als ob ich mit jemand gespielt hätte?“

Schulze war das Opfer von so vielen Bränden gewesen, daß der Versicherungsagent sich weigerte, das Risiko einer Ver- sicherung von Schulzes Laden zu übernehmen. Sie fixierten eine Stunde lang hin und her und schließlich sprach der Agent: „Nun wohl, ich will Ihnen sagen, was ich tun will. Wenn Sie mir erlauben wollen, überall Feuerlöschbomben aufzuhängen, will ich's noch einmal versuchen.“ — „Feuerlöschbomben?“ entgeg- nete Schulze. „Ach, Herr Agent, Sie können eine Dampfsirene, Leiter- und Schlauchwagen aufstellen und was Sie wollen, nur geben Sie mir meine Versicherung.“ — Als die Zeit kam, daß er sein Geschäft eröffnete, hingen an der Decke und an den Wänden etwa zweihundert Löschbomben. Schulze ließ am Eröffnungs- tage in seinem Laden, als ein Freund von ihm eintrat. „Hallo, Schulze, du hast ein famoses neues Lokal, wirklich großartig. Aber sag mal, was sind denn das alles für bunte Flaschen, die da an der Decke und an den Wänden herumhängen? De- korationen?“ — „O, nein, nein“, antwortete Schulze. „Nein, Versicherungsagent wollte mir keine Police geben, wenn ich die Dinger nicht aufhänge.“ — „So, und was hat er da hinein- getan?“ — „Was er hineingetan hat, weiß ich nicht. Best ist Petroleum darin.“

„Warum sagen Sie, daß Braun schlauer ist als Sie?“ — „Ja, sehen Sie, er hatte früher Gelsenheit, meine Frau zu heiraten — und er tat's nicht.“

„Die ist so schön, wie ein Gemälde“, sagte der junge Mann. — „Ja“, antwortete die junge Dame mit einem Seitenblick auf die Gesichtsfarbe ihrer Rivalin, „und sogar Handmalerie.“